
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Mai 5/2000

Aus dem Inhalt

Paul Weismantel Gott öffnet Türen – Berufung in Gespräch bringen	129
Karl Josef Lesch Im Sog der Esoterik-Welle	131
Martin Lätzel Sehnsucht als Zeitzeichen	141
Hans Karl Thomanek Der dreifaltige Gott: das Herz der Schöpfung	147
Hanns-Werner Eichelberger Zwischen Aufbruch und Verengung	148
Leserbrief	155
Literaturdienst: Gotthard Fuchs/Jürgen Werbick: Der dreieinige Gott – Predigten mit Hintergrund Reinhard Körner: Hoffnung, die mich erfüllt Richard Goritzka: Der Seelsorger Robert Grosche Karl-Heinz Menke: Handelt Gott, wenn ich ihn bitte? Alexander Groß: Gehorsame Kirche – ungehorsame Christen im Nationalsozialismus Klaus Schwarzwäller: Kreuz und Auferstehung Hans-Gerhard Behringer: Die Heilkraft der Feste	156

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domvikar Paul Weismantel, Kardinal-Döpfner-Platz 5, 97070 Würzburg | Prof. Dr. Karl Josef Lesch, An der Unlandsbäke 7, 49393 Lohne | Pastoralreferent Martin Lätzel, Neuenrade 3, 34113 Kiel | Pfr. Dr. Hans Karl Thomanek, Winkler Str. 6, 14193 Berlin | Hanns-Werner Eichelberger, Zwölfling 2, 45127 Essen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Wolfgang Freter, Domhof 8, 31134 Hildesheim | Prälat Dr. Herbert Hammans, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfarrer Martin Pietsch, Wundtstraße 48-50, 14057 Berlin | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-31 48, Fax (02 21) 16 42-37 12

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 5,50 DM

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1, 50668 Köln

Paul Weismantel

Gott öffnet Türen – Berufung ins Gespräch bringen

Mit diesem Leitwort wird dieses Jahr in Deutschland der Weltgebetstag der geistlichen Berufe am 14. Mai begangen. Das Symbol der Tür begleitet uns durch das HI. Jahr 2000. Hoffentlich empfinden manche es nicht überdosiert, so dass es neue Millenniumsallergien auslöst.

Immer wieder erlebe ich bei Menschen, mit denen ich ins Gespräch komme, dass sie vor vielen verschlossenen Türen stehen. Ich höre von Eltern und jungen Menschen, dass Türen zugeschlagen werden. Auch in der Pastoral begegne mir Situationen, wo es äußerst mühsam ist, einen Zugang zu finden, Menschen an mich heranzulassen und mich auf ihre Situation einzustellen. Es macht mich unsicher oder auch ärgerlich, wenn ich spüre, ich komme in einem Gespräch nicht weiter, ich trete auf der Stelle, es bewegt sich nichts. Wie beglückend und wohltuend ist es dagegen, wenn sich Lösungswege auftun oder abzeichnen, wenn jemand sagt, jetzt sehe ich klarer, wenn sich ein auch schwieriges Kapitel gut abschließen lässt.

Aus der Botschaft, dass Gott Türen öffnet höre ich sehr Entlastendes: Ich muss nicht alles selbst und alleine fertig bringen. Ich darf mich darauf verlassen, dass Gott selbst auch fest und lang verschlossene Türen irgendwann doch noch öffnen kann. Ich brauche mich nicht zu überfordern, sondern mich eher daran zu erinnern, dass er am Werk ist, dass er wirkt und bewirkt, was ich nicht schaffe. Rechne ich wirklich mit diesen oft vergessenen Möglichkeiten und Wirkungsweisen Gottes? Oder traue ich ihm so etwas gar nicht mehr zu?

Die Osterevangelien erinnern mich daran, dass der Auferstandene auch durch die verschlossenen Türen kommt und verängstigte Jünger zu aufgeschlossenen Zeugen verwandelt. Die besondere Seligpreisung an Thomas höre ich auch als an mich, den oft so Ungläubigen und Schwerfälligen gerichtet: „Selig, die nicht sehen und doch glauben!“

Obwohl ich weiß, dass Berufungen nicht zu machen sind, lasse ich mich täuschen von angeblich erfolgversprechenderen Methoden und Wegen. In der zweiten Zeile der Überschrift liegt für mich auch ein Anspruch, eine An- und Auf-forderung, nämlich Berufung ins Gespräch zu bringen und nicht totzuschweigen. Es liegt auch an mir, ob und wie die Wahrheit unserer Berufung zum Glauben an den lebendigen und sich mitteilenden Gott an- und ausgesprochen wird. Es gibt für mich eine zu verschämte aber auch unverschämte Art, darüber zu reden und darauf aufmerksam zu machen.

Weil Berufung sowohl „der Ruf ins Ureigene, aber auch ins ganz Andere“ ist und bleibt, ist auch das Sprechen darüber etwas höchst Persönliches und Gewagtes zugleich. Wer wirklich über den Anruf Gottes an jeden Menschen nachdenkt und nach dem fragt, was das für den je einzelnen Menschen bedeutet, setzt sich ein und aus zugleich, damit die Provokation Gottes nicht verstummt. Wie in jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt, liegt darin Zusage und Zuspruch, aber auch Anspruch und Herausforderung.

In der diesjährigen Botschaft zum Weltgebetstag erinnert der Papst an die inner-

ste Verbindung von dem, was wir im Geheimnis der Eucharistie feiern und dem, was im Geheimnis einer Berufung geschieht. Er spricht davon, dass er weiß, wie schwierig heutzutage das Bemühen um geistliche Berufungen geworden ist. Er spricht aber auch davon, dass es darauf ankommt, auch von der Schönheit und der Faszination von Berufung zu sprechen.

In vielen Bereichen der Sozialarbeit und der verschiedenen Beratungsdienste, wo es um Hilfe zu mehr erfülltem Leben von Menschen geht, wird immer öfter vom „ressourcenorientierten“ Ansatz gesprochen, nicht mehr so sehr vom „problemorientierten“. Ich frage mich, ob wir in der Berufungspastoral nicht auch einen solchen Perspektivenwechsel dringend bräuchten? Ich meine damit nicht, dass bestehende offene und auch blockierende Fragen einfach ignoriert werden sollten. Ich meine nicht, dass wir einfach, billig und anbietend all das schön reden sollen, was an Einwänden und Bedenken da ist.

Auf einer Dekanatskonferenz zum Thema des diesjährigen Weltgebetstages gab ein Praktikant aus unserem Priesterseminar spontan auf die Frage, was junge Männer in seiner Situation am meisten brauchen, die Antwort: Ermutigung.

Ist es nicht auch das, was sich im Stillen alle Mitbrüder wünschen, auch nach 19, 27 oder 43 Dienstjahren? Fangen wir doch damit an in unseren eigenen Reihen! Wer oder was hindert uns daran? Lassen wir uns persönlich und gemeinsam von dem ermutigen der uns von sich sagt: „Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ (Joh 10,9)

Welch großartiges Angebot, was für ein Rettungsdienst!

Eine wahrhaft vielversprechende Chance in allen Krisen!

Eine gute Weide und eine neue Weide tut sich da auf, trotz aller Engpässe, Engstirnigkeiten und Ängstlichkeiten.

Gott öffnet Türen - Bringen wir Berufung ins Gespräch?!

Zu diesem Heft

Mit dem weiten Feld der Esoterik beschäftigt sich **Prof. Dr. Karl Josef Lesch**, Hochschuldozent für Religionspädagogik am Institut für Katholische Theologie an der Hochschule Vechta. Er beschreibt die Verlockung, die in den esoterischen Angeboten für den Menschen von heute liegt und stellt ihr den nüchternen christlichen Glauben gegenüber.

Dass viele junge Menschen unserer Zeit eine manchmal unbestimmte Sehnsucht in sich tragen, schildert Pastoralreferent **Martin Lätzel**, der mit dem Schwerpunkt Jugendarbeit in der Gemeinde St. Brigitta im Ökumenischen Gemeindezentrum in Kiel tätig ist. Diese Sehnsucht lässt sich vom Seelsorger als Ansatzpunkt für eine Suche nach Gott aufgreifen und nutzen.

Dass das Wesen des dreifaltigen Gottes sich auch in seiner Schöpfung ausprägt, legt Pfarrer **Dr. Hans Karl Thomanek**, der sich besonders mit dem Themengebiet Marxismus und Christentum beschäftigt, dar.

Die Ergebnisse einer Umfrage unter Pfarrgemeinderatsmitgliedern, wie sie ihren ehrenamtlichen Dienst verstehen und werten, stellt **Hanns-Werner Eichelberger**, Mitarbeiter am Institut für Kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen, in seinem Beitrag vor.

Karl Josef Lesch

Im Sog der Esoterik-Welle

Esoterische Spiritualität als Herausforderung für den christlichen Glauben

Die Faszination der Esoterik

Wenn wir uns heute in einer Buchhandlung umsehen, dann finden wir dort eine beachtlich große Sparte Literatur unter dem Stichwort: Esoterik. Wir entdecken Bücher über Magie, Naturheilkunde, Positives Denken, Engel, Okkultismus, Pendeln, Musiktherapie u.ä. In größeren Städten gibt es eigene esoterische Fachbuchhandlungen.

Der Esoterik-Boom zeigt sich nicht nur auf dem Buchmarkt, sondern macht sich in allen Medien bemerkbar. Über Zeitschriften, Video- und Musikkassetten, CD, Internet, Rundfunk und Fernsehen findet esoterisches Gedankengut weite Verbreitung. In Zeitschriftenläden werden verschiedene Esoterik-Zeitschriften angeboten, wie *esotera*, die bekannteste Esoterik-Zeitschrift aus dem Hermann Bauer-Verlag, *Magazin 2000 - Magazin für Neues Bewusstsein, Wassermann-Zeitalter*, darüber hinaus astrologische Zeitschriften wie *Venus, Luna, Astrologie heute, Meridian* u. a.¹

Der gesamte Esoterik-Bereich macht in der Bundesrepublik Deutschland jährlich einen Umsatz von 18 Mrd. DM.² In dieser Zahl sind natürlich nicht nur die Medien enthalten, sondern alles, was in den Bereich der Esoterik gehört, also vieles von dem, was man in Bioläden kaufen oder in Esoterik-Versandhäusern bestellen kann. Die Zahl belegt eindrucksvoll, in welchem Maße uns die Esoterik-Welle erfasst hat. Möglichkeiten, außerhalb der Medien unmittelbaren Kontakt mit den Geheimnissen der Esoterik

aufzunehmen, gibt es in großer Zahl: Kurse und Seminare in Esoterik-Zentren, in Geist- und Heilzentren, Reisen zu Geistheilern, Engelseminare, Magiekurse, Esoterik-Tage³ u. a.

Jeder Markt braucht seine Kunden. Dem Angebot muss eine entsprechende Nachfrage gegenüberstehen. Das gilt auch für den Esoterik-Markt. Tatsächlich ist die Nachfrage groß. Was drängt den heutigen Menschen dazu, sich der Esoterik zuzuwenden? Was glaubt er dort zu finden? Ist Esoterik für den postmodernen Menschen zu einer Art Ersatzreligion geworden? Tritt im Zeitalter des Wassermanns eine esoterische Mystik an die Stelle des christlichen Glaubens?⁴

Das Wort „Esoterik“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet so viel wie „nach innen gerichtet“, in sich gekehrtes, vergeistigtes Wissen.⁵ Ursprünglich war dieses Geheimwissen nur Eingeweihten (Mitgliedern von Geheimorden und Geheimbünden) zugänglich. Heute aber können alle daran teilhaben. Es handelt sich dabei nicht um erlerntes oder erlernbares Wissen, sondern um erlebtes und gelebtes Erfahrungswissen, um Anteilnahme an der göttlichen Weisheit. Eng verbunden mit der Esoterik unseres Jahrhunderts ist die Vorstellung von einem neuen Zeitalter (daher der Name: New Age), dem Zeitalter des Wassermanns, welches das Zeitalter der Fische, das christliche Zeitalter nämlich (Fisch = Symbol für Christus), ablöst. Dieses neue Zeitalter bringt ein neues Denken und ein neues Bewusstsein mit sich. Das neuzeitliche naturwissenschaftlich geprägte Weltbild wird ersetzt durch eine ganzheitliche, ökologische Sicht der Wirklichkeit.⁶ Es gilt, die Welteinheit als ordnendes Prinzip für die Wirklichkeit zu entdecken. Die Welteinheit spiegelt sich im Inneren des Menschen. So ist der Mensch in der Lage, bei der Schau in die eigene Mitte zugleich die Einheit des gesamten Kosmos zu entdecken.⁷ Durch magische Praktiken, durch Horoskop, Meditation oder durch die Einhaltung bestimmter Riten dringt der Esoteriker in die Geheimnisse des Daseins ein.

Was Esoterik dem heutigen Menschen verspricht und was dieser sucht, lässt sich unter dem Stichwort „Lebensbewältigung“ zusammenfassen. Der Mensch möchte befreit werden von den vielfältigen Zwängen und Ängsten, die ihn bedrängen, von der Angst vor Krankheit und Tod, von der Angst, den Arbeitsplatz oder den geliebten Partner zu verlieren, von dem Zwang, ständig Leistung bringen zu müssen. Die Esoterik stellt zahlreiche sehr unterschiedliche Wege zu einem stressfreien Leben in Aussicht; sie bietet Wege zur Entspannung und Konzentration, zu innerer Harmonie und Gelassenheit. Führungskräften in Wirtschaft und Politik werden Wege aufgezeigt, effektiv zu arbeiten, ohne einem allzu großen Stress ausgesetzt zu sein. Buchtitel wie „Soul-Management – Der neue Geist des Erfolgs – Die Unternehmenskultur der Zukunft“⁸ oder „Samurai-Prinzipien für Manager des 21. Jahrhunderts“⁹ versprechen Erfolgsrezepte für eine moderne, humane Unternehmenskultur. Andere Autoren stellen den Abbau von blockierenden Ängsten am Arbeitsplatz in Aussicht¹⁰ oder eröffnen neue Wege zu mehr Kreativität am Arbeitsplatz¹¹. Durch Meditation, Entspannungsübungen, Malen oder Musik soll der stressgeplagte Mensch innere Ruhe und Harmonie wiederfinden. Spirituelle Reisen in die Wüste Sinai oder nach Israel führen den Menschen zu den „Kraftplätzen“ dieser Erde, wo Heilung und Reinigung durch Atemübungen, Meditation, Tanz, Singen, heilende Berührung und Rituale in Aussicht gestellt werden.¹² Der einzelne soll mit sich selbst und mit seiner Umwelt versöhnt werden.

Spiritualität und Esoterik

Ein Blick in das bunte Spektrum esoterischer Phänomene macht deutlich: Es gibt nicht *die* Esoterik, sondern eine Vielzahl esoterischer Äußerungen und Strömungen. Die Spannweite reicht von tiefgründiger Meditation bis zum Satanskult, von ernst zu nehmender Naturheilkunde bis zu okkulten Praktiken. Auf all diese Erscheinungsformen

der Esoterik kann im folgenden nicht eingegangen werden. Vielmehr konzentrieren sich die Ausführungen auf die Frage, was Esoterik mit Religion und Religiosität zu tun hat.

Was die religiösen Ausdrucksformen der Esoterik angeht, so sind folgende Merkmale feststellbar:

1. *Synkretistische Tendenzen:* Jeder bastelt sich seine eigene Weltanschauung oder Religion zusammen. Man übernimmt Bewährtes aus der eigenen (christlichen) Tradition und reichert es mit verschiedenen Elementen aus fremden Religionen und Weltanschauungen an; besonders beliebt sind Elemente aus asiatischen Religionen, vor allem aus dem Buddhismus und Hinduismus.
2. *Erfahrung des Göttlichen im eigenen Inneren:* Religion und Religiosität äußern sich weniger in institutionalisierter Form, sondern in Form privater religiöser Erfahrung. Im Mittelpunkt steht das Bestreben, Gott in der eigenen Mitte zu erfahren. Religion wird zur Privatsache.
3. *Psychologisierung der Religion:* Religion und Spiritualität richten sich nicht nur an den Verstand des Menschen, sondern auch an sein Herz und an seine Sinne. Sie werden leiblich-sinnenhaft erfahren. Körper- und ganzheitsorientierte Psychologien und Therapien spielen eine wichtige Rolle.
4. *Lebensbewältigung:* Sie bildet das oberste Ziel esoterischer Seminare, Techniken und Therapien. Diese sollen den Menschen zu innerer Harmonie führen, ihm helfen, Spannungen abzubauen, ihn mit sich selbst und mit der Welt oder dem Weltengrund in Einklang bringen; sie wollen spirituelle Erfahrungen ermöglichen und dadurch Hilfestellung zu einer besseren Lebensbewältigung leisten.¹³
5. *Ganzheitliches Heilen:* Esoterik will der Sehnsucht des Menschen nach Heil, Ganzheit, Heilung, Gesundheit gerecht werden. Sie vertraut dabei besonders auf die Heilkräfte der Natur. Daher erklären sich der aktuelle Trend zur alternativen Medizin und ein gewisses Misstrauen gegenüber der klassischen Medizin. Die

Naturheilkunde boomt, chinesische und indianische Therapieformen finden in Europa Anklang.

6. *Engel und Dämonen*: Die Welt des Geistes oder besser gesagt der Geister rückt wieder stärker in das menschliche Bewusstsein. Engel und Dämonen sind wieder im Gespräch, nachdem sie von der Theologie lange Zeit kaum beachtet wurden. Engel werden zu Begleitern des Menschen auf seinem Lebensweg. Mit okkulten Praktiken sucht er in Kontakt zu treten mit der Welt der Geister und Dämonen.

Die Esoterik-Welle aus der Sicht des christlichen Glaubens

Esoterik hat längst Eingang gefunden in christliches Bewusstsein. Kirchliche Bildungshäuser und Bildungswerke bieten Selbsterfahrungskurse, Meditationskurse, Kurse für Aroma- und Blütentherapie und ähnliches an. Erfahrungsgemäß sind diese Kurse stark frequentiert. Demgegenüber finden traditionelle theologische oder religiöse Themen (Bibelkurse, Vorträge und Gesprächsabende über Sakramente, Kirchen- und Amtsverständnis etc.) kaum noch Resonanz.¹⁴

Religion ist nicht mehr ausschließlich eine Angelegenheit der christlichen Kirchen, sondern hat sich auf nicht-kirchliche Bereiche verlagert, auf Therapien, Kunst, Kultur, Sport u. a. Künstler, Therapeuten, Sozialarbeiter, Erwachsenenbildner und Psychologen treten in Konkurrenz zu den kirchlichen Amtsträgern. Letztlich kann jeder sein eigener Priester und Theologe sein.¹⁵ Die Esoterik hat wesentlich zu dem Phänomen beigetragen, das der Freiburger Religionssoziologe Michael N. Ebertz eine wachsende „*Dispersion des Religiösen*“ nennt, eine „*Verteilung auf ganz unterschiedliche Orte, Anbieter und Sozialformen*“¹⁶.

Wo bleibt angesichts dieser Entgrenzung des Religiösen das Spezifikum des christlichen Glaubens? Ist es überhaupt noch bestimmbar? Ist die Esoterik mit ihren viel-

fältigen Erscheinungsformen mit dem christlichen Welt-, Menschen- und Gottesbild zu vereinbaren? Theologisch könnte man fragen: Haben wir es hier nicht mit einer neuen Selbsterlösungslehre zu tun (vergleichbar mit der Gnosis der alten Kirche), die mit dem christlichen Erlösungsglauben konkurriert? Suchen wir Heil und Heilung nicht mehr durch esoterische Praktiken zu erlangen, statt im Glauben an den Erlöser Jesus Christus?

Alles, was dem Menschen Angst macht, was ihn in seiner freien Entfaltung beeinträchtigt, ist nicht zu vereinbaren mit der Frohbotschaft des Evangeliums. An diesem Maßstab sind Okkultismus und Satanismus zu messen. Die Esoterik darf jedoch nicht nur von diesen Phänomenen her beurteilt werden. Wenn Gott das Heil des Menschen will, wie die biblische Botschaft immer wieder betont, dann ist alles gut zu heißen, was dem leib-seelischen Wohl des Menschen dient, ganz gleich ob es eine Maßnahme der klassischen Medizin ist oder aus dem weiten Feld der Alternativmedizin stammt. Schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, inwieweit es für uns Christen legitim ist, esoterische Religiosität mit der eigenen Spiritualität zu vermischen.

Es ist charakteristisch für die esoterische Mystik, dass sie religiöse Elemente aus den verschiedensten religiösen Traditionen miteinander zu vereinen sucht. So verbindet sie christliche Motive mit asiatischen religiösen Elementen, so dass es für den Christen nicht immer zu erkennen ist, wieweit er sich noch auf dem Boden der eigenen Tradition bewegt oder nicht. Denn es ist ja gerade die Aufgabe des Christentums, die Frohbotschaft des Evangeliums in der Sprache und in dem Verstehenshorizont des heutigen Menschen und der heutigen Welt stets neu zu formulieren.

Am Beispiel eines meditativen Buches aus der Feder der emeritierten Psychologieprofessorin Stephanie Krenn mit dem Titel: „*Und mein Herz singt*“ (Untertitel: „*Gebete und Gedanken im Lichtkreis der Liebe*“)¹⁷ kann das Problem verdeutlicht werden: Die Verfasserin versteht es hervorragend, den

heutigen suchenden Menschen mit seinem Lebensgefühl anzusprechen, auf seine Sorgen, Nöte und Ängste einzugehen und Vertrauen, Hoffnung und Lebensfreude in ihm zu wecken. Das Buch enthält meditative Texte, die nicht nur den Verstand des Lesers, sondern auch seine Gefühle ansprechen. Es gelingt der Verfasserin besser als manchem Theologen, echte Lebenshilfe zu gewähren. Viele Leserinnen und Leser schöpfen aus solchen Texten täglich neue Kraft zur Bewältigung ihres Alltags. In herrlichen sprachlichen Bildern wird der ganze Mensch mit Verstand, Herz und Hand angesprochen. Hier begegnet uns keine archaische, blutleere, rationale Sprache einer weltfremden Theologie, sondern eine lebendige Symbolsprache, die den Gottsucher unserer Tage in seinem Innersten anrührt. Und Gottsucher dieser Art gibt es viele in unserer Gesellschaft; wir finden sie überall, innerhalb und außerhalb der christlichen Kirchen. Es sind vielfach Christen, die sich in der Kirche nicht mehr recht beheimatet fühlen, die sich vom institutionalisierten Christentum verabschiedet haben oder aber auch aktiv in einer christlichen Gemeinde mitarbeiten. Sie suchen eine neue Form und Sprache ihres eigenen christlichen Glaubens, die sie aber in dem traditionellen Raum der Kirche nicht finden. Laut Vorwort wendet sich das Buch gerade an Menschen, die beten möchten, die aber „Schwierigkeiten [haben] mit den von Autoritäten und Traditionen vorgeschriebenen Texten“¹⁸. Die Autorin bietet zweifellos dem suchenden Menschen unserer Tage echte Lebens- und Glaubenshilfe.

Analysiert man als Theologe diese Texte etwas genauer, so entdeckt man auch Merkmale einer esoterisch geprägten Religiosität. Die Texte spiegeln nicht immer ein spezifisch christliches Gottes-, Welt- und Menschenbild wider. Für den Christen ist es wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, was dieses Spezifische des eigenen Glaubens näherhin ausmacht.

Hilfreich kann es auch sein, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und nach Tendenzen und Strömungen in der christlichen Tradition zu suchen, die esoterisches Ge-

dankengut in sich vereinten, Tendenzen, die im Laufe der Kirchengeschichte wieder in Vergessenheit gerieten. Ein Beispiel dafür ist die Mystikerin Hildegard von Bingen, deren Schriften sich heute nicht zufällig einer außergewöhnlichen Beliebtheit erfreuen. Nicht nur im Blick auf die Feier ihres 900. Geburtstages und die damit verbundenen Gedenkveranstaltungen können wir von einem regelrechten Hildegard-Boom sprechen. Ihre heilkundlichen Schriften finden reißenden Absatz. Und selbst ihr Hauptwerk, in dem ihre Visionen aufgezeichnet sind, ist in der Herdertaschenbuchreihe Spektrum erschienen, ein Indiz für die große Nachfrage.¹⁹

Was ist das Spezifische des christlichen Glaubens?

Es ist heute durchaus wieder zeitgemäß, religiös zu sein. Bekannte Sportler bekreuzigen sich vor laufender Kamera zu Beginn eines Wettkampfes. Junge Menschen tragen religiöse Symbole wie das Kreuz oder das Yin-Yang-Zeichen an Halsketten. Die Werbung arbeitet mit religiösen Motiven. Bei großen Sportveranstaltungen vollziehen sich quasi-religiöse Rituale. Bei dieser Religiosität handelt sich aber vielfach um eine nicht kirchlich gebundene Religiosität. Während die christlichen Kirchen von einer tiefgreifenden Krise erfasst worden sind, entwickelt sich gleichzeitig ein riesiger Markt von religiösen Sinnangeboten außerhalb der Glaubensinstitutionen. Kirche wird nicht mehr als alleiniger Ort der Entfaltung religiösen Lebens gesehen. Es gibt keine geschlossenen konfessionellen Milieus mehr, die das Leben des einzelnen von der Wiege bis zur Bahre bestimmen. Damit entfällt aber auch die stützende Funktion solcher Milieus. Jeder einzelne muss sein eigenes Lebenskonzept selbst entwerfen. Er muss auswählen aus den vielfältigen Sinnangeboten. Er muss die Normen für sein Handeln selbst bestimmen. Nicht selten fühlt sich der einzelne dabei überfordert und sucht Entlastung bei der Selbststeuerung des Lebens.

Nicht nur die christlichen Kirchen stehen auf dem Spiel, sondern der christliche Glaube selbst. Während früher noch viele Kirchenkritiker den Slogan: „Christus ja – Kirche nein!“ gebrauchten, ist heute auch der Bezug zu Christus vielfach verlorengegangen. Wir haben es nicht nur mit einer Kirchenkrise, sondern auch mit einer Gotteskrise (J.B. Metz) zu tun. Zu dieser Entwicklung haben die synkretistischen Strömungen unserer Tage wesentlich beigetragen.

Von entscheidender Bedeutung für eine esoterisch geprägte Religiosität ist die mystische Erfahrung. Diese überwindet die Trennung der Religionen und führt letztlich zu einer Welteinheitsreligion. „Unsere mystische Erfahrung ist der Punkt, an dem wir alle eins sind.“²⁰, so formuliert der Benediktiner Steindl-Rast, der um eine weitgehende Synthese zwischen christlichem Glauben und New Age bemüht ist.

Die esoterisch geprägte Religiosität führt dazu, dass die Konturen des christlichen Glaubens mehr und mehr verschwimmen. Religionssoziologen sprechen von einem diffusen Gottesbild. Gott ist irgendeine anonyme Macht, eine Urkraft, welche die Welt erschaffen hat, die aber kaum etwas mit meinem konkreten Leben zu tun hat.

Demgegenüber sei auf folgende Merkmale des christlichen Gottesverständnisses hingewiesen:

1. Nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift ist Gott kein abstraktes göttliches Urprinzip, sondern ein lebendiger Gott, ein Gott der Lebenden: er ist „die Kraft meines Lebens“ (Ps 27,1); er ist ein Gott, der an dem Schicksal seines Volkes Anteil nimmt, ein Gott, der das Leben, Lieben und Leiden des Menschen teilt, ein Gott, der den Menschen in die Freiheit führt (Exodus). „Er führte mich hinaus ins Weite, er befreite mich, denn er hatte an mir Gefallen.“ (Ps 18,20)
2. Gott wendet sich liebend dem Menschen zu. „Einem Adler gleich, der sein Nest aufstört und über seinen Jungen schwebt, breitet er aus seine Schwingen, nimmt es auf, auf seinen Fittichen trägt er es“ (Dtn 32, 11).²¹

3. Gott gibt sich dem Menschen zu erkennen. Gott hinterlässt in der Welt seine Spuren. Sie sind bereits in der Schöpfung erkennbar. Vor allem offenbart sich Gott in der Geschichte der Menschen, in zwischenmenschlichen Beziehungen. Überall dort, wo Menschen Freiheit erlangen, wo Frieden gestiftet wird und Versöhnung gelingt, da ist Gottes Wirken erfahrbar. In der liebenden Beziehung zwischen Mann und Frau realisiert sich Gottes bedingungslose Liebe zu den Menschen.
4. In dem Menschen Jesus, der durch sein heilendes Handeln und seine befreiende Botschaft seine Jünger/innen faszinierte, hat sich Gott zu erkennen gegeben. Jesus hat uns den Weg zum Vater geebnet. Er hat von sich gesagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ (Joh 14, 6) Deswegen nennt die Apostelgeschichte die ersten Christen „Anhänger des (neuen) Weges“ (Apg 9, 2), d.h. Menschen, die den Weg Jesu nachgehen, sich von seiner Botschaft anstecken lassen und in seinem Geist handeln.
5. Gott geht, so hat uns das Leben Jesu gezeigt, den Weg mit dem Menschen über alle Höhen und durch alle Tiefen des Lebens bis in die dunkle Stunde des Todes. Er überlässt den Menschen nicht der Finsternis des Todes, sondern führt ihn hinaus in das Licht eines neuen Tages. Auf den Auferstehungsdarstellungen der Ostkirche reicht der Auferstandene Adam, dem Repräsentanten der Menschheit, die Hand, um ihn aus der Finsternis der Unterwelt in das Licht der Ostersonne zu führen. Im Glaubensbekenntnis beten wir: „...hinabgestiegen in das Reich des Todes...“ D.h. Gott begleitet den Menschen bis in die Abgründe seines Daseins. Gott bewahrt den Menschen nicht vor diesen Abgründen, sondern weicht nicht von seiner Seite, wenn diese sich auftun.
6. Gott ist im Menschen am Werk. Der Geist Gottes, des Vaters und des Sohnes, ist die belebende Kraft, die Kraft der Liebe in uns. Im Mittelalter nannte man manche Siechenhäuser und Spitäler „Zum Heili-

gen Geist“ (so z. B. in Lübeck und Mainz). Dort, wo die Ärmsten der Armen aufgenommen und ihre Pestwunden gepflegt wurden, hatte man eine sehr konkrete Vorstellung von der „Liebe Gottes, die ausgegossen ist in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5, 5).

Was bedeuten diese Charakteristika des christlichen Gottesbildes für unsere Fragestellung?²² Es geht nicht um eine polemische Abgrenzung des christlichen Glaubens von esoterischer Weltanschauung. Vielmehr geht es darum, die eigene christliche Identität zu wahren im Gespräch mit anderen Weltanschauungen und Religionen.

Was können wir von der Esoterik lernen?

1. Die Esoterik lehrt uns, den Menschen ganzheitlich zu begreifen. Damit nehmen wir eine im Christentum im Laufe der Jahrhunderte vergessene biblische Sicht des Menschen wieder auf. Der Mensch als ganzer ist Bild oder Abbild Gottes. Die jahwistische Schöpfungserzählung unterstreicht die Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit des Menschen und bringt gleichzeitig seine Gottesbeziehung zum Ausdruck. „Gott schuf ... den Menschen nach seinem Abbild. ... Als Mann und Frau schuf er sie.“ (Gen 1, 27). Und der priesterschriftliche Schöpfungsbericht spricht noch deutlicher die Leiblichkeit des Menschen an, wenn er Adam folgende Worte über Eva in den Mund legt: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.“ (Gen 2, 23). Wir erfreuen uns an der Schönheit des Leibes, genießen die Schöpfung mit unseren Sinnen; wir kommunizieren mit unserem Leib mit anderen Menschen. Wir haben nicht nur einen Leib, sondern sind Leib, wir sind Mann oder Frau und sind als geschlechtliche Wesen aufeinander verwiesen. „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden *ein* Fleisch.“ (Gen 2, 24). Doch wir wissen auch um die Endlichkeit,

Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit unseres Leibes. Wir brauchen nicht heroisch um den Erhalt unserer Jugend zu kämpfen, sondern dürfen, wenn die Kräfte schwinden, auch zu unserer Hinfälligkeit stehen und brauchen sie nicht zu verstecken.

2. Glaube hat etwas mit Erfahrung zu tun. Die Wahrheit und Weisheit des christlichen Glaubens ist nicht nur mit dem menschlichen Verstand zu erfassen, sondern auch mit Herz und Hand. Wir werden als ganze Menschen erlöst, mit Leib und Seele. Christlicher Glaube und christliche Lebenspraxis haben wesentlich therapeutische Funktion. Jesus hat Kranken die Hände aufgelegt, hat sie berührt und dabei geheilt. Glaube betrifft uns als ganze Menschen, mit Leib und Seele. Sowohl seine Ausdrucksformen als auch seine Wirkungen sind ganzheitlich und leibhaftig erfahrbar. Unser menschlicher Leib, unsere Sinne werden einbezogen in unsere Frömmigkeit, in unser Gebet, in die Liturgie. Symbole und Symbolhaltungen gewinnen an Bedeutung. Wir bringen unsere innere Haltung äußerlich sichtbar und spürbar vor Gott zum Ausdruck, in Worten, in Gesten, im Knien oder Stehen, im stillen Verweilen, im Singen, Musizieren oder Tanzen. Wir dürfen nach dem Vorbild des Psalmisten jubeln, loben und danken, aber wir dürfen vor Gott auch klagen, wenn uns danach zumute ist.
3. In der esoterischen Bewegung stellen Gesundheit und Lebensfreude hohe Ideale dar, die es mit Techniken unterschiedlichster Art zu erreichen gilt, sei es mit Yoga, Meditation, Positivem Denken, mit Naturheilmitteln oder gar mit Geistheilung. Die Selbstheilungskräfte des Menschen sollen aktiviert und in den Dienst der Gesundheit und des Wohlbefindens des Menschen gestellt werden. Bildungswerke bieten Wohl-fühl-Tage für Frauen und Verwöhn-Wochenenden für Frauen an.²³ Selbstverständlich heißen wir als Christen all das gut, was zum Wohle des Menschen geschieht. Es widerspricht auch nicht der christlichen Erlösungslehre, wenn die Selbstheilungskräfte des

Menschen aktiviert werden. Problematisch ist allerdings die Überzeugung, der Mensch könne sich im Letzten selbst erlösen. Dies widerspricht zutiefst dem zentralen Gedanken des christlichen Glaubens, dass der Mensch sein Leben und sein Heil im Letzten nicht sich selbst verdankt, sondern Gott. Das ist der Grundgedanke der Rechtfertigungslehre, mit der nach Luther der christliche Glaube steht und fällt.

Esoterische Religiosität und christlicher Glaube müssen sich nicht unbedingt ausschließen. Als Beleg dafür kann wiederum das Gebet- und Meditationsbuch von Stephanie Krenn angeführt werden. Es gelingt der Autorin meisterhaft, in ihren Gebeten und Meditationen die Gottsuche heutiger Zeitgenossen anzusprechen. Die Autorin versteht sich selbst als „ein Mensch, der leidenschaftlich sucht. Ein Mensch, der Fragen hat, der betet, und neue Fragen hat. ... Ein Mensch, der Wege weist und auch ratlos ist und voller Ohnmacht“²⁴. Diese Gottsuche ist nicht nur eine Angelegenheit des menschlichen Verstandes, sondern vor allem des menschlichen Herzens und der menschlichen Sinne. Betend, singend, lobend und dankend, ja tanzend nähert sich der Beter seinem Gott: „... tanze bis in die Herzmitte Gottes hinein!“²⁵ In dem Vorwort unterstreicht die Verfasserin, dass die Texte nicht allein ihrer eigenen Phantasie entsprungen, sondern aus einem gemeinsamen Bemühen entstanden sind. Christliche und nicht-christliche Autoren wie Romano Guardini, Mutter Teresa, Martin Gutl, Hildegard von Bingen, Tagore und andere haben sie inspiriert. Aber auch die Gedanken und Anregungen von Hörern und Gesprächspartnern der Autorin bei Vorträgen und Seminaren sind in die Texte hineingeflossen. Das gemeinsame Bemühen darum, das Unsagbare auszusprechen, hört für die Verfasserin nicht mit der Veröffentlichung des Buches auf. Vielmehr lädt sie die Leserinnen und Leser ein, weiterzudenken, zu ergänzen und neu zu gestalten. „Es sind bewegliche Gebete. Sie sind nicht abgeschlossen, son-

dern werdend im Geschehen.“²⁶ Eben dieser Einladung der Verfasserin sollte der christliche Leser folgen und das spezifisch Christliche seiner persönlichen Frömmigkeit ergänzen. So kann er die Gebete zu seinen eigenen machen. Krenn spricht von Gott als „Urkraft des Lebens“, als „Urkraft der Ewigkeit“, von Gott „in meiner Mitte“ oder von Gott „in der Mitte unseres Lebens“²⁷. In ihren Gebeten wendet sie sich an Gott als „wortlos unbegreifliches Geheimnis“, als „ewige Liebe“, als „Schöpfer allen Lebens“, als „zuverlässige[n] Halt“, als „Kraft gegen alle Zwänge“²⁸. Sie wagt es nicht, nach dem Vorbild Jesu, Gott Vater zu nennen. Auch von Jesus Christus als Weg zum Vater (vgl. Joh 14,6) ist nicht die Rede.²⁹ Hier bietet sich für den Christen Gelegenheit, seine Gebete umzuformulieren bzw. weiterzuschreiben. Dabei wird der Christ entdecken, dass der christliche Weg ebenfalls ein Weg zur Mitte ist, ein Weg, der nicht in der eigenen Mitte endet, sondern in der Nachfolge Christi zur Mitte des göttlichen Geheimnisses führt, in die Arme des barmherzigen Vaters. Es ist ein Weg, der ausgespannt ist „zwischen der unfassbaren Mitte des Selbst eines jeden Einzelnen und der Mitte des nahen-fernen göttlichen, kosmischen und menschlichen Universums“³⁰.

Gott in allen Dingen – Gemeinsamkeiten zwischen Esoterik und christlichem Glauben am Beispiel der Mystikerin Hildegard von Bingen

Ein Zeugnis dafür, dass sich christliches und esoterisches Gedankengut gegenseitig befruchten können, liefert uns die mittelalterliche Mystikerin und Ordensfrau Hildegard von Bingen.

Wie die esoterische Mystik betont Hildegard immer wieder die lebendige Einheit des Menschen und der Welt. „Jedes Geschöpf ist mit einem anderen verbunden, und jedes Wesen wird durch ein anderes gehalten.“³¹ Selbst die nichtmenschlichen Geschöpfe gehören für sie aufs engste zusammen. „Die

Kräuter bieten einander den Duft ihrer Blüten, ein Stein strahlt seinen Glanz auf die andern, und jedwede Kreatur hat einen Urtrieb nach liebender Umarmung.³²

Nach dem Vorbild der Bibel³³ sieht Hildegard den Menschen stets in seiner Beziehung zu Gott und – so müssen wir ergänzen – zum Kosmos.³⁴ Der Mensch steht mitten im Kosmos; er ist aufgerichtet; er ist in der Erde verwurzelt. Sein Haupt ragt in die Höhe, er öffnet sich dem Himmel.

Der Mensch ist für Hildegard ganz und gar eine leib-seelische Einheit. Nur wenn Harmonie zwischen Leib und Seele besteht, fühlt sich der Mensch wohl und ist gesund. Harmonie bedeutet nicht nur Harmonie mit sich selbst, sondern auch mit der übrigen Schöpfung und mit Gott: Der Mensch ist eingebunden in den Kosmos, er ist den kosmischen Kräften ausgesetzt. Gottes umarmende Liebe hält ihn und den Kosmos im Gleichgewicht. Wenn der Mensch jedoch seine Beziehung zu Gott aufkündigt, dann ist auch die Harmonie in der Schöpfung gestört, dann beginnt das Kosmosrad sich zu drehen und die kosmischen Kräfte werden zu chaotischen Kräften, denen der Mensch hilflos ausgeliefert ist.

Es gibt eine Kraft, die Mensch und Kosmos durchwaltet; Hildegard nennt diese Kraft: *viriditas*, die Grünkraft, das Sprießen oder das Blühen. Diese schöpferische und lebenerhaltende Kraft ist nicht nur im Blattgrün der Pflanzen am Werk, sondern auch in der Flamme des Feuers, in den Gewässern, in der Luft, in Tieren und im Menschen. Es ist die schöpferische Kraft Gottes selbst, die in diesem Grün aufleuchtet. Grün ist für Hildegard nicht nur Symbol für Leben und Gesundheit, sondern ebenso für Schönheit und Tugendhaftigkeit. Deswegen kann Hildegard von der grünen „Lebenskraft“ der Tugenden sprechen, von dem „Lebenssaft“ und der „Grünkraft guter Werke“³⁵, von der „Grünkraft des Gewissens“³⁶ und von der „grünenden Lebenskraft der Reue“³⁷. Für sie ist die göttliche Lebenskraft, das schöpferische Wort Gottes „Grünkraft“³⁸. Diese göttliche Lebenskraft ist nicht nur in der Schöpfung, sondern auch in der Heilsgeschichte

am Werk; sie ist wirksam in Abraham und in der Gottesmutter Maria, als sie den Gottessohn gebar. Sie verheißt Hoffnung und bewirkt heilbringendes Leben.

Für Hildegard sind Mensch und Welt ein harmonisches Ganzes, das aus vielen einzelnen Klängen zusammengesetzt ist. Jedes Element hat seinen Klang. Alle Elemente vereinen sich zu einem großen Orchester, das zu einem harmonischen Konzert aufspielt. Durch das Böse in der Welt ist zwar Disharmonie in das kosmische Konzert gekommen, die aber wieder zu einer gottgewollten Harmonie zurückgeführt wird.

Musik ist für Hildegard das Echo der himmlischen Harmonie. Hildegard wusste um die therapeutische Funktion der Musik. Um geheilt zu werden, muss der Mensch wieder in die „rechte Stimmung“ kommen.³⁹

Ergebnis

Die Sehnsucht des Menschen nach Heil und Heilsein ist tief in seinem Inneren verwurzelt. In jüngster Zeit sind wir uns wieder stärker bewusst, dass Technik, Medizin und Wissenschaft ihre Grenzen haben. Wir verlassen uns wieder mehr auf die Heilkräfte der Natur, auf die Kräfte von Kräutern und Edelsteinen, von Wasser und Luft, von Mond und Sternen. Wir suchen Kontakt zu überirdischen Mächten. Wir vertrauen unser Schicksal Gott als dem letzten Geheimnis an.

Dem suchenden Menschen wird heute eine Vielfalt von Heilsangeboten unterbreitet, unter denen er auswählen kann. Jeder einzelne muss selbst prüfen, welcher Weg für ihn gangbar ist. Da das stützende und schützende Milieu früherer Zeiten weitgehend verlorengegangen ist, ist diese Aufgabe schwerer geworden. Es kommt umso mehr darauf an, dem einzelnen für seine Wahl Kriterien an die Hand zu geben. Dabei sollte man vor allem bedenken:

1. Es gehört zur gottgewollten Würde und Freiheit des Menschen, dass er seinen Lebens- und Glaubensweg in Verantwortung gegenüber Gott und den Mitmen-

- schen selbst bestimmt. In jüngster Zeit empfinden immer mehr Menschen die Chance zu freier Selbstverwirklichung als Freiheitszumutung und Last. Sie suchen Entlastung durch Institutionen, Autoritäten und Normen⁴⁰. Es ist zu prüfen, welche Entlastungen das Christentum dem heutigen Menschen anbieten kann, ohne seine Freiheit zu gefährden. Im Zuge der Esoterik-Welle greifen wir gerade auf alte Lebensweisheiten zurück. Die Heilkunde der Großmutter ist wieder gefragt. Das Christentum mit seinem „reichen Schatz an angesammelter Lebensweisheit“⁴¹ braucht in dieser Situation sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. (Traditionierte Lebensweisheiten von Mönchen⁴², Bußformen als Wege zur Versöhnung, Krankensalbung etc.; Autoritäten: Frère Roger von Taizé u. a.; Normen: Dekalog).
2. Nach der biblischen Botschaft will Gott das Heil des ganzen Menschen und der Schöpfung. Er will, dass wir „das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10, 10). Doch die Bibel verspricht kein Paradies auf Erden, sondern weiß um die Bedrohtheit des menschlichen Lebens. Deswegen ist Vorsicht geboten, wenn wunderbare Heilungen oder Patentrezepte für absolutes Glück versprochen werden.
 3. Esoterik hat überwiegend das Wohl und Heil des einzelnen im Blick. Doch auch im Zeitalter der Individualisierung gehört zur Selbstfindung des Menschen Rücksichtnahme auf den andern. Nur in Gemeinschaft und in Auseinandersetzung mit dem andern finden wir zu uns selbst. Deswegen ist das christliche Gebot der Nächstenliebe ein wichtiger Beitrag zur Humanisierung unserer Gesellschaft.
 4. In einer Gesellschaft, in der die Menschen stets nur um das eigene Wohlbefinden besorgt sind, bleiben die Schwachen auf der Strecke. Christen müssen sich als Anwälte der Schwachen und Benachteiligten verstehen. In unserer Gesellschaft sind es vor allem die Alten, die Kinder, die Behinderten und Erwerbslosen, die unserer Solidarität am meisten bedürfen. Wenn Christen hier versagen, dann lassen sie die Frohbotschaft des Evangeliums zu einer Wohlfühl-Religion entarten. Daran erinnern bedeutsame neutestamentliche Texte wie die Seligpreisungen der Bergpredigt (Mt 5, 3-11) oder das Magnificat (Lk 1, 46-55) oder die Mahnung des Menschensohnes: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 40). Gottesliebe lässt sich nicht trennen von der Nächstenliebe. Der bekannte Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner spricht von einer schleichenden „Entsorgung von Überflüssigen: von Arbeitslosen, unproduktiven Alten, Kranken und Sterbenden, von geborenen und ungeborenen Kindern, die stören“⁴³. Zulehner ruft dazu auf, dieser gesellschaftlichen Entwicklung zu widerstehen.
 5. Die im Zuge der Esoterik erwachte neue Religiosität muss sich kritisch fragen lassen, ob sie eine Antwort geben kann auf die Ursehnsucht des Menschen nach einem letzten Halt, der auch im Tode noch Bestand hat. Der Mensch ist von einer Himmelssehnsucht erfüllt, die nicht allein in Sport, Freizeit und Amusement, auch nicht in persönlichem Wohlbefinden gestillt werden kann. Er sucht eine Religion, die den Himmel offen hält. Als Christen hoffen wir auf einen Gott, der eben dies tut, der dem Menschen seine Treue und Wegbegleitung bis in die tiefste Verlassenheit des Todes hinein zusagt, der ihm in Jesus Christus die Hand gereicht hat, um ihn aus der Finsternis des Todes in das Reich des Lebens und des Lichtes zu führen. Der Christ hält mit seinem spezifischen Credo den Himmel offen, ohne die Erde zu verraten. „Wie im Himmel so auf Erden“, so beten wir im Vaterunser. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit dem ganz Anderen, den wir Gott nennen, lässt uns auch das Irdische nüchtern und realistisch einschätzen. Alle irdische Ganzheitlichkeit trägt nicht nur einen „Verheißungsvermerk auf umfassendes Gelingen, sondern eben auch das Verfallsdatum der endlichen Welt“⁴⁴. Je mehr wir die Andersartigkeit der unendli-

chen Ganzheit anerkennen, umso weniger erliegen wir der Versuchung, im Endlichen Ganzheitlichkeit und Vollkommenheit erzwingen zu wollen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Hans Ruckerl: Esoterische Medien und Symbole, in: Lebendige Seelsorge 5/1998, 273-276, hier 273. - Weitere esoterische Zeitschriften: *MenschSein - Zeitschrift für Lebensfreude, ganzheitliches Denken und Wachstum* oder *Magie & Mythos - Zeitschrift für Spiritualität, Naturreligion und Heilkunde*. Einzelne Weltanschauungsgemeinschaften, die dem Spektrum der Esoterik angehören, bieten ihre eigenen Zeitschriften an, wie *Novalis - Zeitschrift für spirituelles Denken* (Anthroposophie) oder *Ganzheitlich heilen* (Bayerische Gesellschaft für Ganzheitliche Medizin). Dazu gibt es im Abonnement esoterische Zeitschriften wie *Der Heiler* (Dachverband Geistiges Heilen); *Tantra - Das Magazin für Sex, Sinnlichkeit und Spiritualität* oder *Ufo-Kurier*. Schließlich sind noch Anzeigenmagazine zu erwähnen, die in Esoterikläden, in Buchhandlungen, in Bio-Läden, in Praxen von Heilpraktikern, Therapeuten und Ärzten zu finden sind; sie enthalten Anzeigen für verschiedene Kurse und Seminare, so z. B. *Aura - Das ganzheitliche Anzeigenmagazin für Bayern & Österreich* oder *Prisma - Magazin für Gesundheit und positive Lebensgestaltung*.
- ² Vgl. Ruckerl: Esoterische Medien und Symbole, 273.
- ³ Vgl. Anzeigen in: *esotera* 9/99, 71-77 und 84.
- ⁴ Zu grundsätzlichen Fragen von New Age und Esoterik vgl. Karl Josef Lesch: *New-Age-Spiritualität als Herausforderung für den christlichen Glauben, in: Erlösung durch Offenbarung oder Erkenntnis?* Hg. von Willigis Eckermann u. a., Kevelaer 1992, 207-228. - Walter Sparr: *Esoterik? Ein theologischer Orientierungsversuch, in: Informations theologiae Europae*, Frankfurt 1992, 331-341.
- ⁵ Vgl. Elmar Gruber/Susan Fassberg: *New-Age-Wörterbuch. 300 Schlüsselbegriffe von A-Z* (Herderbücherei 1310), Freiburg i.Br. (1986) ²1988, 38 f. - Hans-D. Leuenberger: *Was ist Esoterik*. Freiburg 1985.
- ⁶ Vgl. hierzu die programmatischen Schriften: Marilyn Ferguson: *Die sanfte Verschwörung*. Basel ³1983; Fritjof Capra: *Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild*. Bern/München/Wien ⁹1985.
- ⁷ Vgl. Ken Wilber: *Das Spektrum des Bewusstseins*. Bern/München/Wien 1987.

- ⁸ Von Lance H. K. Secretan: Lichtenberg Verlag 1997.
- ⁹ Von Don Schmincke: Verlag O. W. Barth 1997.
- ¹⁰ Hedwig Kellner: *Angst im Beruf? - Das Trainingsprogramm zur Soforthilfe*. Kösel-Verlag 1999.
- ¹¹ Bernd Mack: *Kontakt, Intuition und Kreativität - Vom Umgang mit wachsender Komplexität im Management und Alltagsleben*. Junfermann Verlag 1999.
- ¹² Vgl. Anzeigen in: *esotera* 9/99, 44 f.
- ¹³ Vgl. Hans Gasper: *Esoterik und kirchliche Praxis, in: Lebendige Seelsorge* 5/1998, 260-263, hier 261 f.
- ¹⁴ Vgl. Maria Widl: *Esoterische Nischen in Kath. Bildungshäusern und Akademien, in: Lebendige Seelsorge* 5/1998, 277-279.
- ¹⁵ Vgl. Michael N. Ebertz: *Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft*. Freiburg 1997, 148 f. - Zitiert nach: Hans Jürgen Ruppert: *Kommt eine neue Welle der Esoterik?* In: *Lebendige Seelsorge* 5/1998, 264-266, hier 265.
- ¹⁶ Ebertz: *Kirche im Gegenwind*. 111. - Zitiert nach: Ruppert: *Kommt eine neue Welle der Esoterik?*, 265.
- ¹⁷ Dortmund 1998.
- ¹⁸ Krenn: *Und mein Herz singt*. 4.
- ¹⁹ Hildegard von Bingen: *Scivias - Wissen die Wege. Eine Schau von Gott und Mensch in Schöpfung und Zeit* (Herder Spektrum 4115). Freiburg i.Br. (1992) ³1997.
- ²⁰ David Steindl-Rast: *Mystik als Grenze der Bewusstseinsentwicklung - eine Betrachtung, in: Die Chance der Menschheit*, hg. von Stanislav Grof, München 1988, 168-194, hier 169.
- ²¹ Vgl. „Als Israel Kind war, gewann ich es lieb, und aus Ägypten rief ich meinen Sohn. ... Mit Banden der Güte zog ich sie, mit Seilen der Liebe.“ (Hos 2, 1-4). „Vergisst wohl eine Frau das Kind, das sie nährt; hört sie auf, den Sohn ihres Schoßes zu lieben? Und wenn sie es vergäße, ich vergesse dich nicht“ (Jes 49, 15). „Wie einen, den seine Mutter tröstet, will ich euch trösten“ (Jes 66, 13).
- ²² Vgl. Medard Kehl: *New Age oder Neuer Bund? Christen im Gespräch mit Wendezeit, Esoterik und Okkultismus*. Mainz ³1988. - Maria Widl: *Christentum und Esoterik*. Graz 1995.
- ²³ Vgl. Ludgerus-Werk e.V. / Volkshochschule-Familienbildungsstätte, Programm '99 Herbst, 48.
- ²⁴ Krenn: *Und mein Herz singt*, 83.
- ²⁵ Krenn: *Und mein Herz singt*, 90.
- ²⁶ Krenn: *Und mein Herz singt*, 14.
- ²⁷ Krenn: *Und mein Herz singt*, 60 f., 70, 72, 50.
- ²⁸ Krenn: *Und mein Herz singt*, 97, 38 f., 46.
- ²⁹ Nur an einer Stelle ist von Jesus Christus die Rede als demjenigen, der den Dekalog neu interpretiert hat. - Vgl. Krenn: *Und mein Herz singt*, 124.

- ³⁰ Bogdan Snela: Die Vielfalt spiritueller Traditionen und das Christentum. Hat das Christentum (keinen) Weg? In: *KatBl* 3/1998, 162–168, hier 168.
- ³¹ Hildegard von Bingen: *Liber divinorum operum*. Welt und Mensch, übertragen von Heinrich Schipperges, Salzburg 1965, 53. (= WM).
- ³² Hildegard von Bingen: *Liber vitae meritorum*. Der Mensch in der Verantwortung, übertragen von Heinrich Schipperges, Salzburg ²1985, 34.
- ³³ „Was ist der Mensch?“ Diese Urfrage des Menschen begegnet uns bereits viele Male in der Heiligen Schrift. (Ps 8,5 f.; Ps 144,3 f.; Ijob 7,16 f.; Hebr 2,6 f.).
- ³⁴ „Mitten im Weltenbau steht der Mensch. Denn er ist bedeutender als alle übrigen Geschöpfe, die abhängig von jener Weltstruktur bleiben. An Statur ist er zwar klein, an Kraft seiner Seele jedoch gewaltig. Sein Haupt nach aufwärts gerichtet, die Füße auf festem Grund, vermag er sowohl die oberen als auch die unteren Dinge in Bewegung zu versetzen. Was er mit seinem Werk in rechter oder linker Hand bewirkt, das durchdringt das All, weil er in der Kraft seines inneren Menschen die Möglichkeit hat, solches ins Werk zu setzen“ (WM 44).
- ³⁵ WM 47.
- ³⁶ WM 128.
- ³⁷ WM 104.
- ³⁸ Hildegard von Bingen: *Heilkunde*, übers. u. eingel. von Heinrich Schipperges, Salzburg 1957, 77.
- ³⁹ Vgl. Otto Betz: Hildegard von Bingen. München 1996, 119 f.
- ⁴⁰ Vgl. Paul M. Zulehner: *Kirchen-Ent-Täuschungen*. Ein Plädoyer für Freiheit, Solidarität und einen offenen Himmel. Wien 1997, 46 ff.
- ⁴¹ Zulehner: *Kirchen-Ent-Täuschungen*, 50.
- ⁴² Vgl. z. B. *Lebenshilfe aus der Wüste*. Die alten Mönchsväter als Therapeuten, ausgewählt und eingel. von Gertrude und Thomas Sartory (Herderbücherei 763), Freiburg (1980) ⁵1987.
- ⁴³ Paul M. Zulehner: *Für Kirchen-Liebhaber/innen Und solche, die es werden wollen*. Ostfildern ²1999, 34.
- ⁴⁴ Gotthard Fuchs: *Codewort der Sehnsucht*. Eine theologische Meditation zum Thema Himmel, in: *KatBl* 4/1999, 222–225, hier 225.

Martin Lätzel

Sehnsucht als Zeitzeichen

I. Sehnsucht als Zeitzeichen

Sehnsucht gehört zu den grundlegenden Merkmalen unserer Zeit. Zwar scheint die Sehnsucht zuweilen reichlich überstrapaziert, wird heute von vielen im Mund geführt (insbesondere in esoterischen Kreisen), um Träume und Wünsche von Menschen zu beschreiben. Mir scheint der Begriff jedoch für das Lebensgefühl junger Menschen zu zentral, um ihn in der Diskussion um zeitgemäße Formen von Seelsorge unberücksichtigt zu lassen. Den Begriff der Sehnsucht beschreibt das etymologische Wörterbuch als „inniges, schmerzliches Verlangen“¹. Sich zu sehnen ist das „liebende Verlangen“² welches zur Sucht wird, zur „Manie“³ oder eben zur Suche, dem Nachspüren⁴ nach dem, was als Defizit erkannt worden ist. Obwohl unsere Gesellschaft den Menschen scheinbar alle Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung offen lässt, ist das Verlangen nach dem Mehr, dem, was das Leben übersteigt, nach wie vor groß. Sehnsucht wirkt dergestalt als bewegende und bewegte Unruhe in der menschlichen Lebensuhr. Als *Movens* des Lebens, aber auch eben als Unruhestifter! Für Augustinus war die Unruhe Kennzeichen des menschlichen Lebens, die Unruhe des Herzens erstrebte die Ruhe in Gott.⁵ Nichts Neues eignet den Sehnsüchtigen der Menschen an, in ihrer Tiefe sind sie uralte und brechen im Zyklus der Zeiten immer wieder in allen Generationen auf. Sehnsucht nach Sinn im Leben und für das Leben, Sehnsucht nach Geborgenheit und Anerkennung, Sehnsucht nach Liebe und Annahme, Sehnsucht nach Identität gerade in einer globalen Gesellschaft, in der sich das Indivi-

dum zunehmend von der Masse bedroht sieht. Keine gesellschaftliche Struktur vor uns hat derart die Individualität des einzelnen Menschen betont und in keiner Gesellschaft war diese Individualität gleichzeitig so bedroht wie in der unsrigen. Norbert Bolz umschreibt den heutigen Menschen als den „Konformisten des Andersseins“⁶. Gerade die Sehnsucht junger Menschen konstituiert sich in vielfältigen, nicht unbedingt primär religiösen, Formen. Seelsorge hat hier die Möglichkeiten, aufgrund ihrer biblischen und theologischen Grundlagen, der Sehnsucht von Jugendlichen und jungen Menschen adäquat zu begegnen.

Zwei Formen von Sehnsucht möchte ich im folgenden aufzeigen, die Suche nach dem Sinn im eigenen Leben und der Versuch, den Alltag zu entgrenzen, oder, theologisch-philosophisch gesprochen, zu transzendieren.

a) Suche nach Sinn

Im Herbst 1999 spielten Radiosender, deren Musikformat insbesondere Jugendliche und junge Menschen ansprechen soll (wie beispielsweise die „Jugendwelle“ des Norddeutschen Rundfunks, N-Joy), folgenden HipHop-Titel des Sängers *Loewenherz* mit dem Titel „Bis in die Ewigkeit“:

*Asche zu Asche und Staub zu Staub
Die Herren mit Zigarren kommen grau in grau
und ich lauf und lauf durch die Straßen von
Haus zu Haus
Warum hört dieser Traum nicht auf?
– Weil er echt is.
Ich kenn keinen Film, der so schlecht is, wie
die Realität
und hier ist mein Vermächtnis:
Wir haben Technik und mächtig Luxus zur
Lebenszeit,
doch Gold und Silber sind nur lästig in der
Ewigkeit.
Cash, Sex und Action
– wo ist die Connection?
Sag mir, wo der Sinn ist, des Lebens
wer bin ich?
Höre auf die Stimme, die innen in dir drin ist.*

*Komm zur Besinnung, finde die
Bestimmung...*

Bis in die Ewigkeit...

Und nur die Seele bleibt...

Bis in die Ewigkeit...

Gib mir nur Ehrlichkeit...

Bis in die Ewigkeit, so wenig Zeit

Sag mir die Wahrheit

Nur die Seele bleibt

Für immer

Gib mir nur Ehrlichkeit, steh mir bei

Sag mir die Wahrheit

Nur die Seele bleibt

Für immer...

Tick, Tack

Meine Zeit läuft im Zickzack

Mein Herz schlägt Flickflack

Will leben ohne Schnickschnack

Ergeben meinem Schicksal

wie ein Fisch im Fischnetz

– Kismet –

Für die kleine Eva gewidmet

Von der Ewigkeit gekidnapped.

Asche zu Asche, Staub zu Staub,

Lieber Gott, bitte stop, ich brauch' n Time-out,

Auszeiten von deinem Kreislauf,

Hatte Angst vor dem Sterben, aber Scheiß drauf.

Ich seh Stationen meines Lebens wie im

Zeitraffer,

Nutze den Tag, er ist heilig wie das

Weihwasser.

Nur kein Scheintoter sein, niemals

stehenbleiben,

Steh mir bei, gib mir ein Lebenszeichen,

wach auf

Bis in die Ewigkeit...

Und ob ich auch wanderte im finsternen Tal

fürchte ich kein Unglück,

Denn Du bist bei mir, Dein Stecken und

Stab trösten mich.

Du führest mich auf dunkler Straße...

Bis in die Ewigkeit...⁷

So weit der Text. Unabhängig von den (quasi-)religiösen Aussagen des Textes, sie sollen hier nicht näherhin erörtert werden, spricht eine Veröffentlichung des Liedes und seine eindeutige Rezeption in der Hörerinnen- und Hörerschaft – wie sonst sollten Radiostationen im heiß umkämpften Rundfunkmarkt Titel aufführen, die niemand hören will – eine deutliche Sprache. Der Text des Liedes *kommt an*, trifft den Nerv der zumeist jugendlichen Zuhörerinnen und Zuhörer. An dieser Stelle können verschiedene Einwände erfolgen. Der Titel braucht nicht unbedingt eine Antwort auf das Lebensgefühl junger Menschen zu sein, er kann genauso gut, wie in der Werbung allemal üblich, Gedanken und Ausrichtungen der Kunden und Kundinnen erst aufbauen oder wecken wollen, um von dem dann entstandenen Markt zu profitieren. Er kann sich als ein weiterer Trittbrettfahrer an der (pseudo-)religiösen Welle in der Pop- und Hip Hopkultur beteiligen. Beide Einsprüche scheinen mir jedoch nicht griffig genug. In Gesprächen mit jungen Menschen wird sehr deutlich, wie existenziell Fragen nach dem Woher und Wohin, nach dem Sinn und der sinnvollen Gestaltung des Lebens gestellt werden. So können auch Texte wie „Bis in die Ewigkeit“ als Ausdruck des Fragens und Suchens junger Menschen betrachtet werden. Titel wie der o. g. treffen dieses Gefühl. Sicher, sie wollen verkauft sein, sie wollen Profit für die Produzenten, die Plattenfirmen abwerfen, aber gerade in diesem Punkt unterstützen sie die These, der Lebenswelt junger Menschen zu entsprechen. Ohne das Bedürfnis der Kunden kein Profit! Die Texte entstammen zum größten Teil den Ideen der zumeist jungen Interpreten (Loewenherz alias Mark Schlumberger ist 25 Jahre alt). Dies unterstreicht der Text der Homepage der Plattenfirma BMG: „Die Texte von Loewenherz erzählen von Erlebtem und Gedanken [...] seine Fragen gelten dem Sinn des Lebens, die Antworten erwartet er irgendwo zwischen westlicher Ethik und allgegenwärtiger Spiritualität und Göttlichkeit.“⁸ Religiöses, wenn auch in diffuser Form (ich möchte eine gewisse Fragwürdigkeit keinesfalls in

Abrede stellen), hat trotz aller Säkularisierungstheorien, unter den jungen Menschen seinen Platz. Vielleicht haben an diesen Punkten marktorientierte Musikproduzenten gegenüber den Kirchen und ihrer Seelsorge die Nase vorn. Loewenherz spricht, in der silbenreduzierenden Form der Jugendlichen, von den Ungereimtheiten des Lebens. Die Zeit, symbolisiert durch die grauen Herren, die in Michael Endes Roman *Momo* als Zeitdiebe auftreten, verrinnt, das Leben wird als Kreislauf von Werden und Vergehen verstanden. Wie ein Klagepsalm mutet der Titel an. Bei aller wahrzunehmenden Wohlhabenheit („Wir haben Technik und mächtig Luxus zur Lebenszeit...“) bleibt ein fader Beigeschmack. Was nutzen Luxus und Technik in der Ewigkeit, die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens wird evident! Die Klage des Rufenden steigert sich in der zweiten Strophe. Sich seinem Schicksal eben nicht ergebend ruft der Sänger einen (personal?) Gott an, fordert eine Besinnungspause, einen „Timeout“ um sich über das eigene Leben Klärung zu verschaffen. Letztlich werden die Anfragen nicht gelöst, nur Lösungsansätze aufgezeigt. Der Tag ist zu nutzen, *carpe diem*, nicht schon als Lebender tot zu sein („Nur kein Scheintoter sein...“) sondern den Weg des Lebens auch weiterhin in Angriff zu nehmen („... niemals stehenbleiben“). Der Ruf bleibt unbeantwortet, Gott wird als ein Schlafender empfunden („Steh mir bei, gib mir ein Lebenszeichen, wach auf...“). Milderung bringt ein Zitat aus dem Psalm 23, das dem Rufenden Zuversicht verspricht. Vieles, was der spirituellen Suche junger Menschen des 21. Jahrhunderts entspricht, findet sich im Text wieder. Die Geschwindigkeit des Lebens, eine innere Unruhe, die weiter treibt aber nicht zur Lebensrast kommen lässt, die Divergenz zwischen Reichtum und Luxus und den Fragmenten des Lebens, die Frage nach dem Sinn. Es focussiert sich in der Anrufung eines Gottes, der als fern und schlafend, als anwesend, jedoch passiv sich verhaltend empfunden wird.

b) Entgrenzung des Alltags

Im oberen Abschnitt stand zwar (nur) ein Liedtext im Zentrum der Gedanken. Vieles in der Lebenspraxis junger Menschen aber ist in sich verwoben und kann nur sehr schwierig getrennt betrachtet werden. So wird eine Transzendenz im Alltag in der Musik genauso gesucht wie im sportlichen Erleben, in der Sexualität, dem Urlaub oder einem besonderen Kick (Stichwort: Bungeejumping) oder aber im gemeinschaftlichen Erleben auf Parties oder in der Diskothek. „Ist der Discoabend am Wochenende Mist, dann ist die ganze Woche nichts“, sagt mir eine junge Frau und aus ihrer Sicht hat sie recht. Hier besteht sie, die – durchaus legitime – Möglichkeit, den Alltag zu vergessen, für ein paar Stunden auszusteigen um sich als fröhlichen, feiernden, ausgelassen und ekstatischen Menschen in Gemeinschaft zu erfahren. Die Schwierigkeit und Brüche des alltäglichen Lebens werden für ein paar Stunden verdrängt, für die nächste Woche, die nächste Projekte kann ich auftanken. Für mich drängen sich hier unweigerlich Parallelen zum Gottesdienst auf, in (früheren Zeiten?) ebenfalls eine Möglichkeit, den Alltag zu vergessen und aufzutanken. Im Betreten der Gegenwart, die eine gotische Kathedrale zu der sie umgebenden Stadt bot, wurde die Seele quasi mit den Säulen emporgehoben, das Leben für ein paar Stunden transzendiert. Die Kathedrale bot ein Abbild des Himmels⁹ und war in ihrem steingewordenen Sinn Antwort auf die Himmelssehnsucht der Christenheit. Unterstützt wurde dieses Gefühl durch Gesänge, Gewänder, mystisch anmutende Texte, Weihrauch etc. In welchen Gebäuden, zu welchen Zeiten, bei welchen Gelegenheiten suchen junge Menschen heutzutage ihr himmlisches Jerusalem?

II. Die Sehnsucht wahrnehmen

Die Wahrnehmung menschlicher Sehnsucht gehört m.E. zu den grundlegenden Aufgaben zeitgemäßer Seelsorge. Begründungen für diesen Auftrag finden sich in der

Botschaft Jesu ebenso wie in kirchlichen Dokumenten.

a) Die Begegnung mit Bartimäus (Mk 10, 46-52)

Beim Verlassen Jerichos begegnet Jesus dem blinden Bettler Bartimäus. Eine Begegnung, die nur deshalb stattfindet, weil Bartimäus sich lautstark äußert. Er erfährt den Vorübergang des Nazareners und ruft laut um dessen Erbarmen (10, 46). Von der aufgebrauchten Menge, die ihn zum Schweigen bringen möchte (10,48), lässt er sich nicht beirren. Jesus wird auf den Schreihals aufmerksam und lässt ihn zu sich rufen. Der folgenden Dialog ist beispielhaft für heutige Formen von Seelsorge. Jesus wird erkannt haben, dass er es mit einem blinden Bettler zu tun hat. Trotzdem vereinnahmt er Bartimäus nicht, er fragt ihn konkret nach seinen Bedürfnissen: „Was soll ich dir tun?“ (10, 51). Der Bettler, wissend, mit wem er es zu tun hat, bittet um Heilung und demonstriert damit seinen Glauben an die erlösende Kraft Jesu. Bartimäus erhält sein Augenlicht wieder und es heißt, „er folgte Jesus auf seinem Weg.“ (10, 52). Mir scheint diese Perikope an mehreren Stellen symptomatisch zu sein. Bartimäus äußert sich mit seiner Sehnsucht nach Licht. In einer Weise, die den Umstehenden ganz und gar nicht angebracht und adäquat scheint. Jesus nimmt diesen Ruf wahr und fragt nach. Er möchte, dass der Blinde seine Bedürfnisse äußert und spricht ihm damit seine Würde als handelndes Individuum zu. Von Jesus erhofft sich Bartimäus Heilung und wird, auf seine Bitte hin, wieder sehend. Jesus antwortet mit seinen Möglichkeiten auf die Sehnsucht seines Gegenübers. Letztlich ist dieser heilende Zuspruch, für Jesus, zweckfrei. Er fordert keine Anhängerschaft, keine Verkündigung des Geschehens und erreicht damit genau das Gegenteil. Bartimäus reiht sich in seine Gefolgschaft ein. Auf die Seelsorge übertragen bedeutet das Verhalten Jesu die Wahrnehmung der Bedürfnisäußerungen und der Versuch der Begegnung! Seien diese auch noch so krass,

inadäquat und mit kirchlicher Tradition scheinbar unvereinbar. Gleichzeitig bin ich in der Seelsorge aufgerufen, niemanden zu überfordern. Jeder noch so säkularisierte Zeitgenosse weiß (wenn auch oft diffus) um das Angebot des Evangeliums als *froher Botschaft*. Mir bleibt als Seelsorger die Frage: Was kann ich/ können wir dir tun? Mir bleibt die Antwort im Rahmen meiner Möglichkeiten, allerdings ohne gleich einen Zweck zu intendieren (wie bspw. regelmäßiger Gottesdienstbesuch, Kirchenmitgliedschaft, kontinuierliches ehrenamtliches Engagement...). Folgt der zeitgenössische Bartimäus auf dem Kirchenweg, auf dem Glaubensweg, ist es gut. Folgt er nicht, muss es genauso gut sein.

b) Die Aufforderung des Konzils

Für mich ist der erste Abschnitt der Pastoralkonstitution *Die Kirche in der Welt von heute* des Zweiten Vaticanums der beeindruckendste Text des gesamten Konzils und in sich ein Schlüssel für das hier beschriebene Thema. „[...] Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen einen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.“ (GS 1). In dieser Verbundenheit mit der Geschichte der Menschheit ist die enge Verbundenheit mit allen menschlichen Gefühlen, Ängsten, Sorgen und Träumen und damit auch aller Sehnsucht impliziert. Wenn „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ auch „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ sind, dann kann es keine fremden, inadäquaten Lebensäußerungen für Seelsorgerinnen und

Seelsorger in der Nachfolge Christi geben. Der Auftrag des Konzils zielt für mich eindeutig auf die Wahrnehmung der Lebenswelten in unserer Gesellschaft ab. Damit verbietet sich der Rückzug in ein kirchliches „Ghetto“, wie ihn im übrigen Karl Rahner schon zu Beginn der siebziger Jahre abgelehnt hat¹⁰. Wahrnehmung und Begegnung der Sehnsucht/Sinnsucht ist damit bleibender Auftrag für die Seelsorge. In der Begegnung der Suche antworten Christinnen und Christen mit Verweis auf die sie tragende Hoffnung, wir sprechen von der „tröstenden und provozierenden Kraft unserer Hoffnung [...] vor uns selbst, vor allen und für alle, die mit uns in der Gemeinschaft dieser Kirche leben, aber auch für alle, die sich schwer tun mit dieser Kirche, für die Bekümmerten und Enttäuschten, für die Verletzten und Verbitterten, für die Suchenden, die sich nicht mit dem drohenden Verdacht der Sinnlosigkeit des Lebens abgefunden haben und für die deshalb auch Religion nicht von vornherein als durchschaute Illusion gilt, nicht als ein Restbestand früherer Kultur- und Entwicklungsstufen der Menschheit.“¹¹

III. Ein bleibender Auftrag: der Sehnsucht begegnen

Christinnen und Christen haben auch in unserer Gesellschaft eine Chance, ihrem Auftrag gerecht zu werden und der Sehnsucht zu begegnen. Trotz aller Säkularisierungstheorien ist eine Welt ohne Christentum schlechterdings nicht vorstellbar. Heinrich Böll hat dies, bei aller Kritik, einmal sehr deutlich auf den Punkt gebracht. Die Vorstellung einer Welt ohne Christus ist gespenstisch: „... wie diese Welt aussähe, hätte sich die nackte Walze einer Geschichte ohne Christus über sie hinweggeschoben; Baal und Mammon, die aztekischen Götter. Ich überlasse es jedem Einzelnen, sich den Alptraum einer heidnischen Welt vorzustellen oder eine Welt, in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde...“¹² Das Christentum hat seine Aufgaben in der Welt von heute (GS 1), die Kirche hat ihre Chancen,

die es zum Heil der Menschen und zum Lob Gottes, dessen Abbild diese Menschen sind (Gen 1,27), zu nutzen gilt. Ein primärer Auftrag der Seelsorge an und mit jungen Menschen scheint mir, ihre Sehnsucht in der heutigen Welt, wie Trauer, Ängste, Wünsche und Hoffnungen wahrzunehmen um ihr dann in geeigneter Weise zu begegnen, gleichwie Jesus von Nazareth dem Bartimäus. Offen, fragend, zuhörend und letztlich *absichtslos* heilend. Jesu Tat ist eine Antwort auf die „Seh-Sucht“ des Bettlers. Er begegnet dem Rufenden mit dem ihm eigenen Heil. Es gibt mannigfache Orte und Möglichkeiten dafür, heute jungen Menschen in ihrer Sehnsucht „heilend“ zu begegnen. In der Feier des Gottesdienstes, in Gesprächen und dem gemeinsamen Erleben und Erfahren in der Jugendarbeit und gemeindlicher Koinonia, die ein offenes Ohr für die Belange ihrer jungen Mitglieder haben muss. Heilend kann das Zuhören sein, das wegweisende Wort, eine konkrete Nachfrage, Begleitung und Trost oder die Bestärkung. Unverzichtbar ist es, Lebenswelten von jungen Menschen kennenzulernen, den pastoralen Elfenbeinturm zu verlassen. Bei der Fülle von Aufgaben, die sich heutzutage vor den Hauptamtlichen in der Seelsorge auftürmen, ein hoher Anspruch, für die Zukunft von Kirche und Seelsorge aber ebenso notwendig wie für die Zukunft junger Menschen in der Gesellschaft von heute.

Anmerkungen:

- ¹ Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim 1989, 663.
- ² Ebd.
- ³ Ebd. 726.
- ⁴ Ebd. 725.
- ⁵ Augustinus: Bekenntnisse I.1.
- ⁶ Vgl. Norbert Bolz: Die Konformisten des Andersseins. Ende der Kritik. München 1999.
- ⁷ Loewenherz: Bis in die Ewigkeit. 1999 BMG Ariola Hamburg.
- ⁸ <http://live.bmg.de/de/artists/stars/01807/bio/>
- ⁹ Hans Sedlmayr: Die Entstehung der Kathedrale. Freiburg 1993, 95 ff.
- ¹⁰ Karl Rahner: Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance. Freiburg 1972, 33.
- ¹¹ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschluss *Unsere Hoffnung*. Freiburg 1976, 84–111, 86.
- ¹² Heinrich Böll, in: Karlheinz Deschner (Hg.): Was halten sie vom Christentum. München 1957, 21 ff. Zit. nach: Matthias Kroeger: Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche. München 1997, 26.

Hans Karl Thomanek

Der dreifaltige Gott: das Herz der Schöpfung

*Insoweit leben wir,
als wir liebend erkennen
die selige Dreifaltigkeit*
Rupert von Deutz (1129/30)

Mit diesem fundamentalen Ausspruch des Theologen Rupert von Deutz, der in den Jahren 1120 bis 1129 als Abt in der Benediktiner-Abtei Deutz wirkte, wird uns der entscheidende Ansatz zu einem tieferen Verständnis der Größe und Schönheit des dreifaltigen Gottes geschenkt, der der Mittelpunkt und das Herz unseres Glaubens ist. Die Liturgie der katholischen und evangelischen Kirche beginnt immer wieder mit den Worten: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Die tiefsten Dreifaltigkeitshymnen hat im 9. Jahrhundert Metrophanes von Smyrna gesungen. In seinen Hymnen werden Schau und Gebet eine Einheit. Er weiß, dass wir von Gott nur reden können, weil und soweit sich Gott geöffnet hat und soweit er das jeweils tut. Er schreibt:

„Um den Menschen kundzutun deine eine dreifaltige Gottheit, hast einst du gebildet den Menschen und nach deinem Bilde gestaltet, gabst du Einsicht ihm, o Menschenfreund, gabst Wort ihm und Geist. Als Ratschluss ist der ungezeugte Vater im Bilde den Weisen verkündet, als gleich anfangsloses Wort der wesensgleiche Sohn und der Heilige Geist, als jene göttliche Person, die in der Jungfrau des Wortes heilsame Menschwerdung vollzog.“

In Gott sind Erkennen, Reden und Lieben in unendlicher Wechselbeziehung. Alles menschliche Erkennen und Reden, Lieben

und Zeugen haben in ihm sein Urbild und Anfang.

Der Armenier Mesrop (+ 440) weist ausdrücklich darauf hin, dass in der Dreifaltigkeit das Geheimnis des Menschen und der Schöpfung begründet ist: „Sie ist die Quelle aller Güter, und von Ihr gehen alle Wohltaten der Schöpfung auf alle Geschöpfe. Sie ordnet, heilt und pflegt durch Ihr Wohlsein die Sichtbaren und Unsichtbaren durch den Geist und durch die wahre Lehre. Und sie führt in Ihr Reich und in Ihre Herrlichkeit jene, die an Sie glauben... Die Liebe drängte den Schöpfer zur Schöpfung, alle Geschöpfe zu schaffen, die sichtbaren und die unsichtbaren; nicht weil Seine Gottheit ihrer bedurfte, sondern damit seine Herrlichkeit offenbar werde, die an den Geschöpfen erkannt, von Engeln und Menschen gesehen wird.“

Im dreifaltigen Gott ist das absolute Mysterium Gottes und das Geheimnis des Menschen verankert. Es besteht eine gewisse Beziehung bzw. Ähnlichkeit (Analogie) zwischen dem dreifaltigen Gott und dem Menschen. Nur von Gott her versteht der Mensch sich selbst, den Sinn seines Daseins, nur von Gott her weiß der Mensch um den Ursprung, die Mitte und die Vollendung seines Lebens. Das Mysterium der Dreifaltigkeit will uns sagen und bedeuten, dass Gott Person und Gemeinschaft ist, dass im dreifaltigen Gott ein Austausch der Liebe waltet und dass wir Menschen in diesen innergöttlichen Kreislauf der Liebe durch Jesus Christus seit der Taufe hineingenommen sind. Es ist der gleiche Geist der Liebe, der den Vater und den Sohn miteinander durch das Band der Liebe im Heiligen Geist verbindet. So feiern wir am Dreifaltigkeitsfest und in jeder Eucharistiefeier das Geheimnis unserer Gemeinschaft mit Gott und wir erkennen uns selbst als ein Abbild des dreifaltigen Gottes. Auch der Mensch ist in seinem tiefsten Wesen Person und Gemeinschaft und er soll im Geiste der Liebe Christi miteinander leben und ein Herz und eine Seele sein (Apg 4,32).

Der lateinische Begriff „Trinitas“ (Trinität = Dreifaltigkeit) wurde von Tertullian aus

Nordafrika (um 160 bis 220 in Karthago) geprägt. So wurde das Trinitätsdogma festgelegt. Die universelle Symbol-Bedeutung der Zahl „3“ geht wohl zurück auf die elementar erfahrbare Dreiheit der Erfüllung von Mann und Frau in der Zeugung des Kindes, das das Band der Liebe in der Ehe und Familie ist. Die Drei ist ein symbolisches Zeichen für die Einheit der Familie: Vater, Mutter und Kind, die ihren Ursprung im dreifaltigen Gott hat. Gott, der die Liebe ist, ist keine Zahl. Er ist immer die absolute göttliche Einheit und Totalität. Der dreifaltige Gott ist die Liebe: Er ist der Schöpfer, die Mitte und Vollendung der Welt. In seinen Händen liegt unser Los und Schicksal.

Interessant ist hier ein kurzer Seitenblick auf die Musik. Der Dreiklang ist die gebräuchlichste Akkordform der klassischen Musik. Beispielsweise steht Mozart auf dem Standpunkt, dass ein Ton noch keine Musik darstellt. Er sieht das Wesen der Musik in der Melodie.

Die Dreifaltigkeit ist die Quelle und das Vorbild für jede menschliche Gemeinschaft. Der dreifaltige Gott ist der Geist des Ganzen. Er ist die Wurzel und Vollendung unseres Lebens und unseres Glaubens, den der Herr uns verkündet hat: Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben (Joh 10,10).

Jeder Sonntag, jede Eucharistiefeier und jedes Kreuzzeichen soll uns an den dreifaltigen Gott erinnern, der die tragende Mitte für Zeit und Ewigkeit ist. Der Entlassungsruf der Eucharistiefeier lautet: Es segne euch der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Der dreifaltige Gott segnet unser Leben, denn wir sind das Volk Gottes, der Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes.

*O Seligkeit, getauft zu sein:
in Christus eingesenkt!
Am Leben der Dreieinigkeit
ward Anteil mir geschenkt.
Ich bin nun Kirche, Christi Glied, -
ein Wunder ist's,
wie das geschieht.
Ich bete an und glaube.*

Hanns-Werner Eichelberger

Zwischen Aufbruch und Verengung

Ergebnisse einer Studie zur Mitarbeit im Pfarrgemeinderat

Vor mehr als drei Jahrzehnten, sehr bald nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils, entstanden in der Vielfalt neuer Ansätze, Initiativen und Experimente die Pfarrgemeinderäte als eine konkrete Form der nun stärkeren Beteiligung der Laien an der „Verantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Sendung der Kirche“¹ auf der „unteren Ebene“ der Pfarreien. Dieser Prozess vollzog sich im Kontext einer breiten, auch kontroversen Diskussion über die neu aufgewertete Stellung der Laien, über Formen und Strukturen der Gremien, über Kompetenzen und Grenzen ihrer Funktion in Relation zu denen der Amtsträger; Mustersatzungen und Handreichungen wurden vorgelegt, Untersuchungen durchgeführt², auf der Würzburger Synode wurden die Erfahrungen der Anfangsjahre auf erste gemeinsame Nenner gebracht in Form von Beschlüssen, Empfehlungen, Anordnungen. Für viele war es wie ein „Ruck“ für die Gemeinden: „Hier sind wir gleichsam in die Verantwortung hineingerissen. Aus dem unter der Kanzel sitzenden und in die Börse greifenden Zuhörer soll ein Ergriffener und die Welt im Namen Christi Ergreifender werden“³. Auch Elan und Ergriffenheit solcher Gründerphase sind freilich der Zeit unterworfen, geraten in die Mühlen der Veralltäglichen mit Routine und Ermüdungen, und wenn vor Neuwahlen – in den Bistümern in Nordrhein-Westfalen stehen die nächsten Wahlen für das kommende Jahr an – Aktionen und Veranstaltungen jeweils neu um Aufmerksam-

keit für die Pfarrgemeinderäte werben, wird damit deren sonst eher unspektakuläres Alltagsdasein ungewollt mit bestätigt. Neues Interesse regt sich aber auch in anderem Zusammenhang: Unter Vorzeichen sinkender Priesterzahlen sind die Pfarreien derzeit nicht ganz aus freien Stücken auf den Weg geschickt, in ungewohnter Weise Mitverantwortung und Zusammenarbeit über die eigenen Pfarrgrenzen hinaus sowie in der Arbeitsteilung zwischen Haupt- und Ehrenamt zu konzipieren, zu erproben und zu beschließen: Die daraus entstehende „Kooperative Pastoral“ dient dabei einstweilen oft eher als Formel für die Benennung einer Aufgabe denn als Zielgestalt für deren Lösung⁴.

Von eigenen Fachreferaten der Bistümer gefördert, mit Materialien in der Regel gut versorgt und in Veranstaltungen begleitet⁵, „läuft“ die Arbeit in den Pfarrgemeinderäten meist ohne viel Aufhebens, auch wenn bei Wahlen die Suche nach Kandidaten mühsamer zu werden scheint und hier und da Besorgnis artikuliert wird⁶. Oft scheint es aber leichter, an Hand vieler Zitate aus Konzils-, Synoden- und theologischen Texten die Vorgaben zu formulieren, wie und wohin die Arbeit laufen soll, als etwas über Erfahrungen im Alltagsgeschäft herauszufinden. Letzterem Anliegen galt ein Versuch im Bistum Essen⁷, bei dem zum Einen die Mitgliederkarteien statistisch analysiert wurden und zum Anderen Mitglieder selbst über ihre Erfahrungen befragt wurden.

Unvollständige Repräsentation

Relativ gutes empirisches Material liegt über Wahlbeteiligungen vor. Bei den letzten drei Essener Wahlen stößt man auf den Befund, dass die Pfarrgemeinderäte von eher dürftigen Anteilen um 8 bis 9% der Wahlberechtigten gewählt sind; anderswo, etwa in den Westerwaldpfarreien des Bistums Limburg können Anteile bis auf ein Viertel steigen⁸, doch findet man solche Zahlen kaum im städtischen Umfeld. Rein rechnerisch kommt im Bistum Essen derzeit ein gewähltes Mitglied auf 250 Wahlberechtigte, auf 42

Gottesdienstteilnehmer und -teilnehmerinnen oder 21 Wähler und Wählerinnen. Solche Mengenverhältnisse besagen allerdings wenig über die Art oder Ebene von Gemeinde, die von den Räten repräsentiert wird. Von der Wahlbeteiligung her dürfte allenfalls die Gottesdienstgemeinde eine gewisse Repräsentations- und Legitimationsbasis liefern: Sie hat in Essen 1997 knapp zur Hälfte an der Wahl teilgenommen und stellt das Gros der aktiven Wählerinnen und Wähler.

Frauen rücken vor

Der Zusammensetzung ihrer Mitglieder nach bieten die Pfarrgemeinderäte aber kaum ein Spiegelbild dieser Gottesdienstgemeinde mit ihren bekannten „Schlagseiten“ zu Gunsten der älteren Altersstufen und der Frauen – wie freilich auch der Deutsche Bundestag in vieler Hinsicht nicht die deutsche Wählerschaft widerspiegelt. Bei einer Analyse der Mitgliederkarteien aus den rund 80 Pfarreien des Stadtdekanates Essen (mit derzeit etwa 1.200 PGR-Mitgliedern, 71 Prozent davon gewählt) für die vier Wahlperioden seit 1985 zeigt sich ein sehr viel ausgewogeneres Zahlenverhältnis zwischen Frauen und Männern. Während die Frauen in der Gründungsphase um 1970 bundesweit magere 27 Prozent der Pfarrgemeinderatsmitglieder stellten⁹, stieg ihr Anteil in Essen zwischen 1985 und 1997 von 42 auf 47 Prozent. Gleichzeitig rückten sie anteilmäßig unter den Vorstandsmitgliedern vor, von 38 auf 44 Prozent (1970 waren es bundesweit ganze 4,6%), und der Anteil der Pfarrgemeinderäte mit einer Frau als erster Vorsitzender verdoppelte sich von 17 auf 35 Prozent. Damit sind Frauen inzwischen unter den Mitgliedern annähernd paritätisch vertreten (außer bei den amtlichen Mitgliedern) und in Leitungspositionen kräftig auf dem „Vormarsch“. Stark im Kontrast dazu steht allerdings der Befund, dass 1997 von den jungen gewählten Mitgliedern zwischen 20 und 29 Jahren nur 30 Prozent Frauen sind. Das Ergebnis bleibt ambivalent: Zum einen gelingt es Frauen offenbar zunehmend,

„gleichberechtigt“ dort vorzurücken, wo zuvor Männer dominierten; andererseits steht offen, ob nicht Männer sich ihrerseits aus Bereichen zurückgezogen haben, die ihnen als Betätigungsfeld nicht (mehr) genügend Anreiz bieten.

Obwohl der Anteil der wiedergewählten Mitglieder tendenziell zunimmt (57 % nach der Wahl von 1997 gegenüber 51 % im Jahr 1985), ist ersten Erwartungen entgegen keineswegs ein fortschreitendes Altern der Räte von Wahlperiode zu Wahlperiode zu beobachten: Altersverteilungen und Altersdurchschnitt (44 bis 45 Jahre) sind annähernd konstant geblieben. Jahrgänge bis 40 Jahre bleiben – gemessen an der katholischen Bevölkerung in Essen – unterrepräsentiert, Ähnliches gilt für das Alter ab 65. Die damit gegebene Überrepräsentierung der mittleren Erwachsenenjahrgänge im Alter zwischen 40 und 50 Jahren und deren Dominanz auf den Vorstandsplätzen lässt darauf schließen, dass die Beteiligungsmuster sowohl familien- als auch berufszyklische Hintergründe haben: In einer Lebensphase, in der Eltern in den Pfarreien – in Katechese, Kinder- und Jugendarbeit – nicht zuletzt für ihre eigenen Kinder Entfaltungsmöglichkeiten und Begleitung suchen und erwarten, werden, wenn zugleich auch beruflich eine stabilere Situation erreicht ist, Zeit und Energien freigesetzt für ehrenamtliche Mitarbeit in Pfarrgemeinderäten.

Rückläufig ist hingegen die Vertretung der in Vereinen und Verbänden organisierten Gemeinde. Die Diskussion aus den Anfangsjahren um unterschiedliche Modelle der Repräsentation über allgemeine Wahl oder andererseits auch stärker über Vertreter bzw. Delegierte entsprechend der jeweils gegebenen ständischen und verbandsmäßigen Struktur in den Gemeinden dürfte kaum noch Nahrung finden: Erwachsenenverbände wie KAB und Kolping (ohne Frauenverbände) stellten 1985 noch ein Drittel der gewählten Mitglieder, 1997 dagegen nur noch 14 %.

Eine Mitgliederbefragung

Noch in der Anfangsphase zur neuen Wahlperiode bot sich im Lauf des Jahres 1998 anlässlich von „Orientierungstagen“ für einzelne Pfarrgemeinderäte die Chance, ohne großen materiellen Aufwand, (aber auch ohne gesteigerte Ansprüche strenger Methodik und Repräsentativität) unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine schriftliche Befragung durchzuführen. Von etwa 1000 ausgeteilten Fragebögen kamen 515 auswertbar ausgefüllt zurück: Damit wurden mit dem Netz dieses „Fischzugs“ etwa ein Zehntel aller Mitglieder im gesamten Bistum „erfasst“. Im Nachhinein zeigte sich bei Vergleichen, dass die Befragten in wichtigen Merkmalen wie Geschlecht, Alter, Art der Mitgliedschaft – gewählt, berufen, amtlich – mit entsprechenden Werten der Mitgliederstatistik sehr genau übereinstimmten, so dass im Ergebnis eine Zufallsstichprobe angenommen werden darf, aus der die Befragten nicht nur für sich selbst sprechen, auch wenn der gewichtige methodische Anspruch der Repräsentativität nicht erhoben werden kann. Befragungen dieser Art haben im Übrigen nicht nur „Forschungscharakter“ in einem engeren empirischen Sinn, sondern dienen sowohl durch ihre Anfragen wie durch die Rückmeldung von Ergebnissen auch als Impuls innerhalb der Kommunikation mit und über Pfarrgemeinderäte.

Motive

An Hand einer Liste von 15 Motiven ließen sich aus den Antworten der Befragten fünf Motivationsebenen (faktorenanalytisch) herausfiltern, die man unter folgende Kurztitel fassen kann (in der Reihenfolge abnehmender statistischer Bedeutung): Beweggrund für die Mitarbeit ist

(1) ein pastorales „Pflichtbewusstsein“, dem es um Hilfe und Unterstützung für die Pfarrseelsorge(r) geht;

(2) eine „Verfügbarkeit“, mit der man sich selbst und eigene Kompetenzen „einbringt“;

(3) der Wille, etwas in Bewegung zu setzen und damit zu verändern: „frischer Wind“ soll her;

(4) das Bestreben, eigene Gruppierungen und deren Interessen zu vertreten und schließlich

(5) so etwas wie die Aussicht auf eigenen Zugewinn (man „profitiert“ selbst davon, unter Anderem auch durch religiöse Anregung). Gilt zunächst allgemein, dass sich vor allem auf den drei ersten Schienen Mehrheiten zum positiven Engagement bewegen lassen, so zeigen sich bei differenzierter Betrachtung je nach dem Alter einige markante Verschiebungen in den Motivationsprofilen. Während der pastorale Pflicht- und Helfergedanke bei den Älteren eine signifikant größere Rolle spielt, wollen Jüngere eher Bewegung bringen und ihre Gruppierung bzw. Altersstufe vertreten wissen. Ein grundsätzliches Verpflichtetsein zur Mitarbeit ist für 65 % der 50 bis 59-Jährigen und ab 60 Jahre sogar für 78 % ein wichtiges Argument, für Befragte bis 29 Jahre jedoch nur für 24 %: Hierin spiegeln sich allgemeinere gesellschaftliche Verschiebungen der Werteskala oder Wertesemantik wider. Der eigene Zugewinn erweist sich erst im Nachhinein aus eigener Erfahrung als Motiv für diejenigen, die schon längere Zeit mitarbeiten, und scheint sich somit bislang kaum als Anreiz zu eignen, um Kandidaten für künftige Mitgliedschaft zu gewinnen. Fast ausnahmslos allen Befragten aber ist gemeinsam, dass sie bestreiten, in die Arbeit nur so „hereingeraten“ zu sein (weil man etwa „bekniet worden“ wäre): Die allgemeine positive Grundbereitschaft zur Mitarbeit schlägt dann auch bei Fragen nach Plausibilitäts- und Sinnerfahrungen in der Mitarbeit durch: 70 Prozent bejahen den Satz, die Mitarbeit mache ihnen „sehr viel Freude“.

Rollen in der Mitarbeit

Entlang der Altersschiene lassen sich auch Verschiebungen in den Profilen eigener Rollenverständnisse ausmachen. Dabei fällt zunächst und vor allem auf, dass Rollen

einer passiven Beteiligung – als „Zuhörer“ und „Beobachter“ – mit einigem Abstand diejenigen sind, in denen sich die höchsten Anteile der Befragten selbst wiedererkennen. Darüber muss man nicht unbedingt erschreckt sein, da solche Rollen andere, aktivere Rollen etwa des Bewegens (Erneuerer/in; Initiator/in; Kritiker/in) oder der Arbeitsteilung (Macher/in; Malocher/in; Moderation) nicht ausschließen. Wenn jedoch jüngere Mitglieder bis 29 Jahre – im Kontrast zu ihrem Motiv, etwas bewegen zu wollen – zu 44 % ausschließlich solche passiven Rollen als für sie zutreffend ankreuzen, gewinnt man den Eindruck, dass es in der Altersstufe unter 30 nicht eben die „jungen Wilden“ sind, die in die Pfarrgemeinderäte nachgerückt sind. In den Ausführungsrollen sehen sich hingegen weit eher die „reiferen“ Erwachsenen (50 bis 59 Jahre), wobei offen bleibt, ob sie damit diesen Bereich der Ausführung auch im Griff halten wollen (und damit Nachrückenden eine Rollenübernahme gewollt oder ungewollt erschweren) oder ob sie eher notgedrungen bzw. aus Pflichtbewusstsein jene Arbeit übernehmen, die andere nicht (mehr) tun (wollen).

Bisherige und künftige Arbeit

Aus dem kritischen, aber alles in allem nicht eigentlich unzufriedenen Rückblick der Befragten auf die bisherigen Schwerpunkte in der Arbeit des eigenen Pfarrgemeinderats (für 45 % hat der Pfarrgemeinderat „in der Vergangenheit wirklich viel in Bewegung gesetzt“ – bei 13 % Gegenstimmen) ergibt sich eine Prioritätenliste der Aufgaben. Sie wird unangefochten angeführt von dem Punkt „Organisation, Festgestaltung“ (für 56 % ein klarer Schwerpunkt¹⁰), gefolgt von „Gottesdienst, Gebet, Liturgie“ (40 %), Kinder- und Jugendarbeit (33 %) und Öffentlichkeitsarbeit (31 %), Caritas, soziales Engagement (29 %). Auf Rang 6 folgt bereits die „Zukunftsplanung“. Die „Schlusslichter“ der Rangordnung bilden die Altenarbeit (11 %), Bildungsarbeit (13 %) und der Bereich „Schöpfung, Umwelt, Ökologie“ (2 %).

Die kritische Benotung bisheriger Prioritäten ergibt sich aus dem Vergleich mit den Schwerpunkten, wie man sie – zu Beginn der neuen Wahlperiode – für die Zukunft setzen will. Dabei zeigt sich als Erstes, dass man – mit einer Ausnahme – sämtliche Aufgaben künftig zu intensivieren gedenkt: Offenbar ist dies der Ausdruck guter Vorsätze oder gar einer Aufbruchsstimmung zu Beginn der neuen Periode. Die Ausnahme bildet der Punkt „Organisation, Festgestaltung“: Hier besteht gewisses Einvernehmen, dass des Guten genug getan wird und eine leichte Rücknahme auf der Dringlichkeitsskala wohl möglich wäre. Zu den Aufgaben, die man bei Stimmenanteilen von über 50 % gewissermaßen zum Standardkatalog der Tätigkeiten zählen kann, gehören Aufgaben im Blick auf Kinder, Jugend, Familie; Zukunftsplanung; Gottesdienst, Spiritualität und Sakramentenvorbereitung sowie ein sozial-caritatives Engagement. Während die Konstellation der Prioritäten für die meisten Aufgaben in Relation zueinander zwischen Bisher und Künftig in etwa erhalten bleibt (der Bereich „Schöpfung, Umwelt, Ökologie“ z.B. soll zwar relativ am meisten intensiviert werden, bleibt aber mit nunmehr 18 % noch immer am Ende der Liste), gibt es für einzelne Punkte doch deutlichere Rangverschiebungen. Klar höher gestuft werden sollen die Punkte „Kinder- und Jugendarbeit“ (künftig mit 74 % auf Rang 1), Zukunftsplanung (von Rang 6 auf Rang 2) sowie „Familienarbeit, Familiengruppen“ (von Rang 11 auf Rang 5), wobei man diese Höherstufung auch als Defizitanzeige im Blick auf die bisherige Arbeit betrachten kann. Es handelt sich dabei um Themen, die auch lebens- und familienzyklisch für die in den Räten dominierenden mittleren Erwachsenenjahrgänge gerade „anstehen“. Der Punkt „Dritte Welt, Mission“ dagegen gehört zu den Verlierern auf der Prioritätenliste. Wenn schließlich im Punkt „Ökumene“ nur die Altersgruppe der 50 bis 59-Jährigen klar für eine Verstärkung plädiert, verstärkt sich der Eindruck, dass hier ein Anliegen, das in der Nachkonzilszeit die Gemüter besonders bewegte, für Jüngere an Aktualität und Relevanz verloren hat.

Kooperative Seelsorge

Im Bistum Essen hatten bis 1992 – länger als in anderen Bistümern, bedingt durch eine stark urbanisierte Struktur mit vergleichsweise großen, d.h. mitgliederstarken Gemeinden – noch sämtliche Pfarreien „ihren“ Pfarrer. Zu Beginn des Jahres 2000 muss bereits jede dritte Pfarrei den Pfarrer mit einer Nachbargemeinde „teilen“, und derzeit sind die Pfarreien aufgefordert, ihre Voten über die Art ihrer künftigen Zusammenarbeit in „Kooperationseinheiten“ zu verabschieden und diese dem Bistum mitzuteilen¹¹. In der zeitlich noch vor dieser „akuten“ Entscheidungsphase durchgeführten Befragung manifestiert sich bei den Pfarrgemeinderatsmitgliedern überwiegend „Einsicht in die Notwendigkeit“ und Bereitschaft, künftige Kooperation als Chance zu deuten, doch zeigen sich erwartungsgemäß auch Widerstände: „Enge Kooperation mit Nachbargemeinden bietet uns eine Menge neuer Chancen“: Diesem Satz stimmen 56 % der Befragten zu – bei 15 % Gegenstimmen. 71 % kreuzen an: „Nur mit solcher Zusammenarbeit haben unsere Pfarreien Zukunft“, aber 21 % meinen auch, die Pfarreien „sollten so unabhängig bleiben wie bisher“; 16 % bleiben skeptisch wegen des „Kirchturmdenkens“, und jeder Zehnte schließlich meint, es sei schließlich „Sache der Kirchenleitung, für genügend Pfarrer zu sorgen“.

Ambivalenzen

Die Essener Befragung blieb von ihrer Anlage her eher deskriptiv. Dennoch liefert sie im Ergebnis einige empirische Mosaiksteine, die in das allgemeinere Bild von Gemeinde in moderner Umwelt einzufügen sind. Beim Versuch solcher Einpassung stößt man freilich auf gewisse Ambivalenzen, von denen einige abschließend benannt seien – nicht um nach Pferdefüßen zu suchen, wo Ergebnisse vielleicht „zu schön“ wären, sondern weil solche Ergebnisse in der Tat verschiedene Deutungen zulassen.

Die Stimmungslage, die aus den Antworten insgesamt herauszulesen ist, erscheint – sicherlich manchen Erwartungen entgegen – weitgehend harmonisch und positiv: Mitarbeit im Pfarrgemeinderat erscheint klaren Mehrheiten als sinnvoll und plausibel, sie macht den Meisten Freude, man hat das Bewusstsein, „wirklich etwas verändern und bewegen“ zu können (56 % Zustimmung bei 7 % Gegenmeinungen¹²), man fühlt die eigene Stimme „wichtig und ernst genommen“ (77 % zu 2 %). Je einem Viertel etwa der Befragten fehlt es zwar an (finanziellen) Handlungsspielräumen und Entscheidungsbefugnis (für 29 % trifft die wichtigen Entscheidungen dann doch der Pfarrer...), doch bleiben auch solche Einwände eher Minderheitsvoten. Auch was den Arbeits- und Kommunikationsstil betrifft, klingt überwiegend Zufriedenheit an: Frauen kommen ebenso wie Männer „zum Zug“ (86 : 4), Konflikte werden in einem „guten Stil und offen“ ausgetragen (59 : 11), auch wenn Manches nicht profihaft genug geschieht und zu viel „gebastelt“ wird – aber selbst da überwiegen Gegenstimmen, die das nicht so sehen (25 : 39). Auch im allgemeineren Verhältnis zur Kirche zeigt sich eine relativ spannungsfreie „Verbundenheit“: Ein Fünftel zwar erlebt dieses Verhältnis „oft als gespannt“, die Hälfte jedoch keineswegs (19 : 49), und nur Wenige erleben ihre Mitstreiter und -streiterinnen im Rat als „leider viel zu kritisch“ (8 : 59). Dem Kirchenvolksbegehren allerdings steht eine Mehrheit aufgeschlossen gegenüber, und nur ein Fünftel hielt es für einen „Schritt in die falsche Richtung“ (19 : 47).

Angesichts nüchterner Alltagserfahrungen machen solche positiven „Selbstbilder“ auch stutzig, und man ist zunächst geneigt, sie einer Aufbruchsstimmung zu Beginn der neuen Wahlperiode zuzuschreiben. Die alternative „Valenz“ des Befunds könnte jedoch auch in einer Selektivität liegen, wonach unausgesprochen gewisse Standards „positiver“ Haltungen und Stile für die Mitarbeit im Pfarrgemeinderat als Voraussetzung gelten und Alternativentwürfe ausgeschlossen bleiben. Solche Selektionen können bereits

beim Suchen und Finden von Kandidaten, dann bei der Wahl durch eine ebenfalls selektive Wählerschaft und schließlich bei der Bewährung in der alltäglichen Mitarbeit zum Tragen kommen. Ergänzend wären deshalb Aussagen und Begründungen derer mit heranzuziehen, die im Pfarrgemeinderat gerade nicht (mehr) mitarbeiten.

Äußerungen von Absichten des Bewegens und Veränderens klingen einerseits innovativ, sie können aber auch zu einer Rhetorik des bloßen Bewahrens oder des Restaurativen gehören, die sich solcher Formeln bedient wie: „Wir müssen wieder mehr...“. Aus dieser Sicht muss man nicht gleich alle Kontinuität und Stabilität in der Arbeit von Gemeinderäten unter Verdacht stellen – man würde jeder Arbeit auf Dauer den festen Boden entziehen –, andererseits bleiben Bewegungsabsichten und Bewegungen noch auf Richtung¹³ und Geschwindigkeit hin zu prüfen. Unter den Ergebnissen lassen sich – obgleich die Befragung nicht hinreicht, solche Thesen empirisch zu beweisen oder zu widerlegen – Indizien finden, welche die Beobachtungen einer „Milieuerengung“, wie Michael Ebertz sie vorträgt¹⁴, stützen könnten: Die These besagt, dass ganze Milieubereiche des gesellschaftlichen Spektrums aus dem Gemeindegeschehen – ungewollt, aber faktisch – herausfallen. Zu diesen Indizien kann das erwähnte harmonisch-geschlossene (Selbst-)Bild zählen, sodann auch der Rückzug der Männer, falls er sich nicht nur als logische Kehrseite zu einer Bewegung der Feminisierung, sondern möglicherweise als deren Voraussetzung erweisen sollte; ferner die schwache Beteiligung gerade der jungen Frauen oder die zunehmenden Anteile von Wiedergewählten unter den Mitgliedern. Als Gegenargument hingegen ließe sich die nachlassende Bedeutung der auch Milieus prägenden Verbände deuten: Das Spektrum der Mitglieder erscheint dadurch nun vielleicht bunter, Beteiligung wird zugleich aber auch unverbindlicher.

Die Bereitschaft schließlich, sich auf Kooperation einzulassen, wird sich als Prüfstein erweisen, ob Pfarrgemeinderäte diesen „Kairos“ für Öffnungsprozesse nutzen, um

Verengungen entgegenzuwirken, die man nur allzu gern auch als ein Gesundenschumpfen definierten möchte, und ob es ihnen gelingt, den „Mehrwert“ von Kooperation¹⁵ nicht nur im Sinn einer Bündelung der Kräfte, sondern als Entdeckung neuer kommunikativer Handlungsspielräume in der Pastoral für sich zu gewinnen.

Anmerkungen:

- ¹ So die Überschrift zum Beschluss der Würzburger Synode über die Räte und Verbände, Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg i. Br. 1976, S. 637.
- ² Beispiele für empirische Studien: Institut für Kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen IKSE, Bericht Nr. 82: „Einstellungen, Motive und Wertorientierungen der Mitglieder der Pfarrgemeinderäte“, November 1972; Gerhard Schmied: Pfarrgemeinderat und Kommunikation. Zur Soziologie einer neuen Institution, München-Freiburg 1974.
- ³ Hans Schroer: Der Pfarrgemeinderat als gesamtkirchliche Aufgabe, Trier 1967.
- ⁴ Ausführlich zu diesem Thema: Joachim Eckert: Pfarrgemeinderat und Kooperative Pastoral: eine pastoraltheologische Untersuchung am Beispiel der Diözese Speyer, St. Ottilien 1998.
- ⁵ Im Bistum Essen wurden 1998 für die Pfarrgemeinderäte in den 324 Pfarreien 151 Orientierungsveranstaltungen durchgeführt, vielfach als Wochenendtagungen.
- ⁶ Eine Umfrage im Bistum Trier zielte 1995 auf „eine genauere Diagnose des ‚Patienten PGR‘“: Bischöfliches Generalvikariat Bistum Trier. Die Ergebnisse der PGR-Umfrage 1995, Trier 1996, S. 5.
- ⁷ Im Auftrag des Dezernats 4, Seelsorge; dokumentiert in: Institut für Kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen IKSE: Mitarbeit im Pfarrgemeinderat – Daten zur Mitgliederstatistik und Ergebnisse einer Befragung unter Mitgliedern, Essen, 1999.
- ⁸ Bischöfliches Ordinariat Limburg: Auswertung der Wahl zum Pfarrgemeinderat 1995, Limburg 1998. Höhere Beteiligung findet man in Süddeutschland: Rottenburg-Stuttgart meldet 26,9% für 1995.
- ⁹ IKSE, Bericht 79: Mitgliederstatistik der Pfarrgemeinderäte, Essen 1971, S. 21–26.
- ¹⁰ Skalenwerte 1 oder 2 an auf einer siebenstufigen Skala zwischen den Polen „starker Schwerpunkt“ und „kein Schwerpunkt“.

- ¹¹ Bistum Essen, Seelsorgeamt: Zukünftige Gestalt der Kooperation der Pfarrgemeinden – Entscheidungshilfe für ein Votum der Kooperationsseinheiten im Bistum Essen, August 1999.
- ¹² Zustimmungen: Angaben „stimmt“ oder „stimmt ziemlich“; Gegenstimmen: „stimmt weniger“ oder „gar nicht“. Von 100% fehlende Anteile entfielen auf „teils teils“ bzw. „keine Angabe“.
- ¹³ Michael N.Ebertz: Kirche im Gegenwind, Freiburg 1997, S. 140–145. Ebertz unterscheidet hier drei Richtungen als Optionen der Selbstgügsamkeit oder des Einigeln, der Selbstregulierung oder des Durchwursteln oder schließlich der Selbststeuerung oder der Entwicklung.
- ¹⁴ Ebertz: S. 135–139. Die These bezieht sich vor allem auf Öffnungen und Schließungen unserer Pfarrgemeinden gegenüber den von Gerhard Schulze beschriebenen „ästhetischen“ Milieus in der Gegenwartskultur.
- ¹⁵ Bistum Essen, Seelsorgeamt: S. 6 f (s. Anm. 11).

Leserbrief

Zu P. Hermann-Josef Lauter OFM: Die zwei Seiten Jesu. Gericht und Gnade im Neuen Testament (Heft 4/2000, S. 115-116):

Hermann-Josef Lauter OFM plädiert in seinem kurzen Beitrag im Pastoralblatt 4/2000 dafür, dass wir uns der Tatsache stellen, dass Gott zwei Gesichter habe, die sich in zwei Seiten Jesu – zumindest nach dem Matthäus-Evangelium – spiegelten. Dem Problem, dass Gericht und Gnade in einem dialektischen Verhältnis zueinander stünden, müssten wir uns in der Theologie endlich wieder stellen.

Diesem Postulat möchte ich beipflichten. Interessanterweise spottete schon Heinrich Heine, der aus opportunistischen Gründen zum Protestantismus konvertiert war, über die „billige“ christliche Gnade:

*Immer heiter, immer lustig,
alle Tage Sonnenschein,
denn der Vater in dem Himmel
nennt uns seine Kinderlein.*

Erst recht ist der „Kuschel-Gott“, wie er heute bisweilen durch Predigten geistert, unerträglich.

Wir müssen wieder beten lernen: „Gott der Vergeltung (ēl-n°karnot = Gott der Rachedaten), o Herr, erscheine! Erhebe dich, Richter der Erde, vergilt den Stolzen ihr Tun!“ (Ps 94,1.2). Vergessen sind die Tage, da der Psalm Judica (Ps 43,1-5) in der Messliturgie den Priester auf dem Weg zum Altar begleitete. Dass der Gott der Vergeltung in der Verkündigung der Gegenwart ausgeblendet wird, ist gewiss verständlich. War doch die christliche Erziehung der nicht ferneren Vergangenheit weithin von der Erzeugung von Angst geprägt. Die Unterweisung müsste mit diesem Gedanken deswegen auch recht behutsam umgehen. Vielleicht aber ist die Weigerung, den Gott der Rache gelten zu lassen, auch in unserer Unfähig-

keit, uns selbst anzunehmen, begründet: Wenn wir schon selber Rachedelüste hegen, dann – Gott bewahre – sollte dies nicht für Gott gelten. doch wenn es den Gott der Rache gibt, dann ist garantiert, dass Recht Recht und Unrecht Unrecht bleibt; dann ist gewiss, dass die Gottlosen, Stolzen und Folterknechte nicht das letzte Wort haben. Nur dann brauchten wir über den Zustand der Welt, wie wir ihn gerade heute erleben, nicht zu verzweifeln. Wir brauchten nichts zu verdrängen, nichts zu vergessen. Die Leugnung des Gottes der Rache aber setzt die Macht Gottes aufs Spiel: die Macht seines Rechts und die Macht seiner Gnade. Dann eben ist auch der Gott der Liebe tot.

In der Theologie der Gegenwart zeigt sich die Ausblendung des Gottes der Rachedaten u.a. dann verhängnisvoll, dass sich die Behandlung der Theodizee-Frage im Spannungsfeld von Gottes Barmherzigkeit und seiner Gerechtigkeit oft quälend dahinschleppt. Spekulativ versöhnbar sind diese Gegensätze nicht. Sie müssen in einer Theologie der Gegensätze ausgehalten werden, die in einer eschatologischen Hoffnungsperspektive stehen darf. Die christliche Hoffnung aber ist begründet in der Auferstehung Jesu als dem vorweggenommenen eschatologischen Ereignis. Damit die Hoffnung Hoffnung bleibt, ist ihr Grund nicht schon Gewissheit. Dies spricht gegen eine vor-schnelle Versöhnung der Gegensätze.

Prof. Dr. Klaus Rohmann, Lohne

Literaturdienst

Gotthard Fuchs / Jürgen Werbeck: Der dreieinige Gott - Predigten mit Hintergrund. Edition Der Prediger und Katechet. Erich Wewel Verlag, München 1999. 219 S.; 34,80 DM.

Es ist wohl das erstmal, dass ein ganzer Predigtband die Trinität zum Thema hat. 25 Autoren haben sich zusammengefunden, um diesen Band zu füllen. Anlass dafür ist das Heilige Jahr 2000, das auf Anweisung des Papstes im Zeichen des Glaubens an den dreifaltigen Gott stehen soll. Dieser theologische Horizont ist vorgegeben durch die „Wiederentdeckung der Trinitätslehre“ in den letzten Jahrzehnten, wie im Vorwort dieses Buches gesagt wird. Alle Theologie hat der Verkündigung zu dienen. Man kann von einem kerygmatischen Kairós sprechen, der auch durch die Begegnung der Weltreligionen zur Herausforderung geworden ist.

Die Verkündigung muss immer darauf bedacht sein, Ansatzpunkte für die zu vermittelnde Wahrheit im Denken, Fühlen und Leben heutiger Menschen zu suchen („Korrelation“). Etwas erstaunt liest man im Vorwort, „dass sich hier anscheinend nur schwer ein Erfahrungszugang bahnen lässt, so dass die Predigt kaum auf Orte hinweisen kann, an denen die Menschen die Rede vom dreieinen Gott als lebens- und glaubensbedeutsam entdecken könnten.“ Die in diesem Band vorgelegten Predigtentwürfe beweisen just das Gegenteil. Fast alle rekurrieren auf die Analogie zwischen göttlicher und menschlicher Beziehungshaftigkeit (Hubert Brosseder: „Im Ursprung ist Beziehung“, 102 ff.; Gotthard Fuchs: „Jeder Mensch ist trinitarisch“, 21). Hier wird der Personbegriff des „dialogischen Personalismus“ von Martin Buber u. a. aufgegriffen. Ich kann aus eigener kerygmatischer Erfahrung bestätigen, dass dieser Gedankengang von unten nach oben, vom Menschen zu Gott, heute auf größte Sympathie stößt, auch bei jungen Gesprächspartnern.

Theologie und Verkündigung müssen wieder zusammenrücken, aber auch Theologie und Spiritualität, zwischen denen die Verkündigung die Brücke schlagen muss. Die Herausgeber geben zu bedenken: „Wir schließen zwar viele Gebete der Kirche - etwa auch die Psalmen im Stundengebet - mit einer trinitarischen Doxologie. Aber hat es eine wirkliche Glaubensbedeutung, dass unser Beten uns in die Gebetsgemeinschaft mit Jesus von Nazaret hineinführt, vom Heiligen Geist in uns gleichsam ‚hervorgehlockt‘ und inspiriert und dem anvertraut wird, den wir mit Jesus ‚Vater‘ und mit alttestamentlichen Sprechversuchen auch ‚Mutter‘ nennen dürfen? Wir erinnern unsere Taufe auf den Vater, den Sohn und den Heiligen

Geist in jedem Kreuzzeichen. Aber heißt das schon, dass unser Christsein und Christwerden als Hineinfinden in die ‚Gemeinschaft‘ des dreieinen Gottes gelebt und wenigstens andeutungsweise erfahren wird?“

Das Zeitalter der Trinität ist angebrochen. Wir haben noch viel vor uns in Theologie, Predigt und Katechese, vor allem aber im geistlichen Leben. Christliches Glaubensleben ist Einleben in die Beziehungen des dreieinen Gottes, kein esoterischer Zauberspruch, sondern ein lebenslanger Prozess der Umgestaltung, die nicht ohne das Kreuz zu haben ist.

Hermann-Josef Lauter OFM

Reinhard Körner: Hoffnung, die mich erfüllt. Ein christliches Glaubensbekenntnis. Benno-Verlag, Leipzig 1999. 89 S.; 17,80 DM.

Der bekannte geistliche Schriftsteller P. Reinhard Körner OCD hat ein weiteres Büchlein herausgegeben, das sich in vieler Hinsicht von den vorhergegangenen unterscheidet. In einem sehr persönlichen Zeugnis legt er dar, wie er das apostolische Glaubensbekenntnis versteht und glaubt. Er schreibt im Vorwort: „Ich wollte als der christliche Mitmensch, nicht als ein ‚kirchenamtlich‘ sprechender Priester, zu formulieren versuchen, wie ich den christlichen Glauben verstehe und was mir daran kostbar ist. Ich wollte vor allem ehrlich davon schreiben - so, wie ich wirklich glaube, ohne ängstlich Wahrheiten zurückzuhalten oder zu verklusulieren, um die ich als Theologe weiß, und mit dem Mut, es hinzunehmen, wenn mich der eine oder andere Leser für ‚nicht mehr ganz katholisch‘ halten sollte, oder anderen zu ‚konservativ‘ und zu ‚fromm‘ erscheint, wie ich als ein Mensch unserer ‚postmodernen Zeit‘ denke und eingestellt bin.“ (11)

Angeregt zu diesem Vorhaben wurde der Verfasser durch Gespräche bei seinen Kursen im Kloster und Exerzitenhaus Birkenwerder bei Berlin. Er möchte „glauben teilen“; von dem, was ihm selber kostbar geworden ist, dem einen oder anderen Leser ein wenig „abgeben“. Zudem will er Leser und Leserinnen anregen, auch selbst einmal ihr eigenes ganz persönliches Glaubensbekenntnis zu formulieren (15/16). Er schreibt: „Ohne es zunächst beabsichtigt zu haben, formten sich die Gedanken im Stil einer niedergeschriebenen Meditation, zu Zeileneinheiten, die zum Verweilen, zum Hineinhören, zum Mitmeditieren anregen“. Der Text wurde mehr Lyrik als Prosa (14).

Es gibt wohl nur selten ein spirituelles Buch solcher Art. Es regt an, ermutigt, macht nachdenklich, provoziert heilsam. Es drückt aus, was man selbst schon einmal gedacht und empfunden hat. Es öffnet neue Perspektiven für das eigene Glauben und Beten.

Norbert Friebe

Richard Goritzka: Der Seelsorger Robert Grosche (1888–1967). Dialogische Pastoral zwischen Erstem Weltkrieg und Zweitem Vatikanischen Konzil. Echter Verlag, Würzburg 1999. 296 S.; 39,00 DM.

Wir haben ihn noch in lebendiger Erinnerung. Aber diese Promotionsarbeit ist mehr als ein Erinnerungsbuch über den vielleicht bedeutendsten Kölner Pastor der Nachkriegszeit. Ausführlich und sorgfältig belegt geht Goritzka den Stationen des Lebensweges nach und entfaltet die auch für Kenner und Arbeits- und Lebensgefährten immer wieder überraschende Breite seines Wirkens. Dabei konzentriert er sich auf den Seelsorger, trifft damit aber die Herzmitte Grosches. „Ich bin Theologe und Seelsorger“ schreibt Grosche einmal und wehrt sich gegen den Anspruch anderer Bereiche. Nach der Einleitung (1) gibt Goritzka einen kurzen Überblick (2) über die Biographie und über die Publikationen: Sonntagsbetrachtungen, Zeitschriftenartikel, Beiträge in Festschriften, Lexika, Sammelwerken, Übersetzungen (!), Predigttexte, unveröffentlichte Manuskripte bis zu den heute in neuer Auflage wieder greifbaren und immer noch lesenswerten Büchern *Et inter et extra, Pilgernde Kirche* und das bekannte *Tagebuch*. Daneben nennt das Quellenverzeichnis 10 Zeitzeugen, die Grosche eng verbunden waren und von Goritzka befragt wurden. Dazu folgt ein Abschnitt über Darstellungen und Würdigungen von Grosche. Teil 3 zeichnet den Hintergrund des Studiums von Grosche: die Pastoraltheologie an der Universität seiner Studienzeit, die Priesterausbildung und die Seelsorgssituation im Erzbistum Köln am Anfang des Jahrhunderts, auch den Einfluss des Professors Heinrich Schrörs, des Konviktsdirektors und späteren Weihbischofs Josef Stoffels und des Pfarrers Josef Könn. Teil 4 „Die Praxis der Seelsorge Robert Grosches“ berichtet aufgrund der Quellen ausführlich über seine Tätigkeit als Kaplan im Krieg (sein Feldbrief an die Soldaten), als Studentenseelsorger, als Dorfpfarrer in Vochem, als Pfarrer in Köln (St. Mariä Himmelfahrt 1942–1945; St. Gereon 1945–1967), als Stadtdechant von Köln.

Teil 5 berichtet über die Theologie, die in seiner Seelsorgsarbeit und in den sehr verschiedenen Stellungnahmen weit über Pfarrei und Bistum hinaus deutlich wird. Themen u.a.: die umstrittene „Reichstheologie“, die ekklesiologischen Brennpunkte „Mystischer Leib Christi“ und „Pilgernde Kirche“, Ökumene, Amtsträger und Laienapostolat, Künstler, Eheleute, Universität, Bildungsarbeit, Volksbildung. Goritzka fasst als Schlüsselbegriff zusammen: *Dialogische Pastoral*.

Für eine kritische Beurteilung fehlt hier der Raum und mir die Kompetenz. Aber die damalige Sicht kann den heutigen Dialog fruchtbar inspirieren. Ein Buch, das Lust zur pastoralen Arbeit heute weckt.

Manfred Lürken

Karl-Heinz Menke: Handelt Gott, wenn ich ihn bitte? Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2000. 197 S.; 19,80 DM.

Es geht in diesem komplexen Buch (komplex in seiner Entstehung aus Predigten, Vorträgen, akademischen Diskussionen, auch in seinem Stil: wissenschaftlich, narrativ, biographisch, pastoral) um eine sehr komplexe Sache: die lebendige Beziehung zwischen Gott und Mensch, wie sie im Glauben und im Gebet erfahren wird. Wie kommen Transzendenz und Immanenz Gottes darin zusammen? Gott, der den Menschen als „Anderen“ in seiner Freiheit respektiert und ihm zugleich näher ist als er sich selbst? Die Frage verschärft sich in der „Theodizee“: Wie lässt sich Gottes Nähe, Liebe und Allmacht, mit all den Schrecklichkeiten vereinbaren, die sich in der Welt ereignen?

Der Fokus des Buches, um den die Gedankengänge in vielfältigen Perspektiven kreisen, auch physikalischen, biologischen und psychologischen, ist die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott, der als trinitarischer in sich Beziehung ist, in die der gläubige Mensch einbezogen wird. Beten ist das „Hineinlassen“ der gekreuzigten Liebe in das eigene Leben, Wirken, Leiden und Sterben. Der Mensch braucht sich nicht durch fromme Leistungen und bettelndes Bitten diese Teilnahme zu verdienen – sie ist Geschenk und als solches Auftrag, Sendung, Sakrament für die Welt.

Menke vertritt ein pastorales Anliegen: Die heutigen Christen, die von Glaubens- und Kirchenmüdigkeit befallen sind, müssen das persönliche Beten wieder lernen. Das ist ein lebenslanger Prozess, der von ichbezogenem Bitten um dies und das langsam zum Loslassen und Sichüberlassen an den Willen Gottes führt. Das Vaterunser in der Selbstlosigkeit der ersten drei Bitten ist Ziel und Gipfel des Gebetslebens. Der Beter gleicht einem Klavierspieler, der immer wieder dasselbe Stück einübt, bis es ihm völlig ins Gefühl eingegangen ist. Er braucht dann keine Noten mehr. Je tiefer das Gebetsleben wird, desto weniger Worte bedarf es.

Dieser Schwerpunkt verführt den Autor manchmal zu einer gewissen Einseitigkeit, z.B. in der Abwertung des Gebetes um konkrete Anliegen in anhaltendem Bitten (Jesus hat auch dazu ermutigt, vgl. Lk 18,1-7; Joh 15,7). Einseitigkeit ist allerdings auch eine biblische, prophetische Stilart, die in der Verkündigung durchaus ihre Berechtigung hat, aber doch eingebettet bleiben sollte, nicht in eine „Synthese“ – die Beziehung Gott – Mensch lässt sich nicht systematisieren –, sondern in Komplementarität.

Das Buch eignet sich gut als Exerzitienlektüre.
Hermann-Josef Lauter OFM

Alexander Groß: Gehorsame Kirche - ungehorsame Christen im Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Heinrich Missalla. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 2000. 96 S., 5 Abb.; 19,50 DM.

Das weltweite Martyrologium des 20. Jahrhunderts, das Papst Johannes Paul II. für das Jahr 2000 hat erstellen lassen, ist der äußere Anlass für Groß' Arbeit. Die Herausstellung einzelner Christen, die sich im Widerstand gegen den Nationalsozialismus besonders engagiert haben, versteht Groß als widerrechtliche Vereinnahmung durch die Kirche. In der Einführung erklärt der Autor, dass für ihn aber auch historische Forschung und Dokumentationen wie etwa „Priester unter Hitlers Terror“, in denen nachgewiesen wird, dass mehr als 12 000 katholische Priester von Verfolgungsmaßnahmen des Nazi-Regimes betroffen wurden, äußerst fragwürdig sind.

Im ersten Teil „Gehorsame Kirche“ versucht der Autor deshalb umfangreiche Publikationen, wie etwa die der Kommission für Zeitgeschichte, auf 30 Seiten anhand von „Dokumenten, Zitaten und Fakten“ zu widerlegen. Im zweiten Teil „Ungehorsame Christen“ will er aufzeigen, dass es zwischen „den Zielen der Kirchenleitung und denen der widerständigen Christen deutliche Distanz“ gegeben habe.

Im Rahmen einer kurzen Besprechung können nur wenige Beispiele herausgegriffen werden, um Willkür und Voreingenommenheit des Autors zu belegen. Für das Jahr 1933 unterstellt Groß eine große Affinität zwischen katholischer Kirche und Nazi-Regime, ohne das dramatische Ringen der katholischen Kirche um ein Überleben unter totalitärer Herrschaft auch nur anzusprechen.

Im Zusammenhang mit dem harten Kampf der Bischöfe und des Hl. Stuhls um den Bestand der katholischen Jugendverbände 1934 zitiert der Autor Erzbischof Gröber von Freiburg, der damals die Auffassung vertrat, dass es unter dem Druck der Verhältnisse das Beste sein könne, die katholische Jugend in die Hitlerjugend einzureihen (22). Groß zitiert aus einer Anmerkung zu einer Befragung der deutschen Bischöfe durch den Hl. Stuhl zum Weiterbestehen der katholischen Jugendverbände in meiner Dissertation „Katholische Jugend und Drittes Reich“ (1975). Die Position Gröbers wird im Kontext als Einzelmeinung dargestellt, Groß macht daraus ein Versagen aller deutschen Bischöfe. Der Autor zitiert selten direkt aus den Quellen. Die meisten Zitate stammen aus veralteter kirchenkritischer Literatur wie Guenter Lewy: „Die katholische Kirche und das Dritte Reich“ (1965).

Auf Groß trifft zu, was Konrad Repgen in kirchenkritischer Literatur zu diesem Thema allgemein beobachtet (Katholizismus und Nationalsozialismus, 1983), dass „korrekt ermittelte und begründete Aussagen..., die nach heutigen Maß-

stäben für die damalige Führung der Kirche, für Bischöfe und Papst, entlastend wären“, ignoriert, dass aber „ebenso korrekt ermittelte und begründete Aussagen, wenn sie für die damalige Kirchenführung nach heutigen Maßstäben einen Vorwurf enthalten“ gern vergrößert herausgestellt werden. Die Kirchenführung ist stets die vornehmliche Zielscheibe der Kritik von Groß.

In diesem Sinne konstruiert der Autor im zweiten Teil einen Gegensatz zwischen katholischen Widerstandskämpfern und einer angeblich angepassten Kirchenführung. Eine gewisse Tragik liegt darin, dass Alexander Groß seinen eigenen Vater, Nikolaus Groß, der im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli hingerichtet wurde, nicht versteht. Für Nikolaus Groß war das Engagement im politischen Widerstand eine Forderung des christlichen Gewissens [Vgl. sein Lebensbild in: Helmut Moll (Hg.): Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bd. I, 1999, S. 165-169]. In seiner Haltung wusste er sich durch seine Treue zur Kirche gestärkt, nicht geschwächt. Die katholische Kirche leistete wesensgemäß nicht in erster Linie politischen, sondern Gewissenswiderstand und bot damit nicht wenigen katholischen Männern und Frauen die Ausgangsbasis für ihren politischen Kampf.

Das vernichtende moralische Urteil über die katholische Kirche, das Groß aus seiner einseitigen, überaus dürftigen Dokumentenauswahl und einem basisdemokratischen Kirchenverständnis herzuleiten versucht, fällt auf ihn selbst zurück. Man kann nur wünschen, dass er sich der wissenschaftlichen Erkenntnis der zeitgeschichtlichen Forschung öffnet und dass er durch die Bitten Papst Johannes Paul II. um Vergebung und Versöhnung im Heiligen Jahr die Kirche als eine Gemeinschaft von Heiligen und Sündern wieder entdeckt. Die Kirche fürchtet die Wahrheit nicht.

Barbara Schellenberger

Klaus Schwarzwaller: Kreuz und Auferstehung. Ein theologischer Traktat. Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus, München 2000 (Kaiser-Taschenbücher 174), 167 S., kt.; 24,80 DM.

Anders als es der Untertitel „Ein theologischer Traktat“ erwarten lässt, enthält dieses Buch statt einer nüchternen Abhandlung ein recht leidenschaftliches Plädoyer. Dieses betrifft zwei zusammenhängende Aspekte, die unter der Überschrift Kreuz und Auferstehung stehen.

Auf einer Ebene sollen Kreuz und Auferstehung neu in den Blick kommen vor dem Horizont von Macht, Ohnmacht und brutaler Gleichgültigkeit als Kennzeichen unserer Gegenwart. So schafft beispielsweise die Erfahrung der Ohnmacht neue Zugänge zum Leben Jesu: eines Menschen, der die Machtlosigkeit dessen lebt, der nicht in unsere Welt gehört (62), für den Ohnmacht weniger

Schicksal ist, das erlitten wird, sondern eher eine Lebensform (67). Am Kreuz „begegnet eine Ohnmacht, die standhält und seither nicht überwunden werden konnte“ (68).

In dieser Perspektive kommt es zu erhellenden Einsichten – doch können diese als Traktat gelten? Eine schlüssige Erklärung des Kreuzes, eine Antwort auf die immer wieder bohrende Frage: Warum das Kreuz?, bleibt aus.

Aber eben darauf läuft die zweite Ebene des Gedankenganges hinaus, die einer zweiten Dimension von Kreuzestheologie entspricht. Kreuzestheologie ist ja nicht nur eine Theologie des Kreuzes, sondern eine Theologie, die in ihrem Erkenntnisvollzug das Kreuz, auch das Durchkreuztwerden des Denkens berücksichtigt. Entsprechend bildet den Rahmen der inhaltlichen Auseinandersetzung Schwarzwällers mit dem Faktum Kreuz ein Plädoyer gegen die Alleinherrschaft der Fakten und des scientistischen Wissens, eine Haltung des Bescheidwissenwollens, die am Kreuz vorbeigehen muss. Der Theologie ist es aufgetragen, den theologischen Stoff (Kreuz) durch die theologische Arbeit ernstzunehmen (116f). Darum verweist Schwarzwäller auf den als Stachel zu hörenden Dreiklang, den Luther als Voraussetzung für Theologie benannt hat: „Als Mysterium und Wunder Gottes sind Kreuz und Auferstehung somit nicht zu erklären oder zu enträtseln; sie bedürfen vielmehr, um sich zu erschließen, jener Dreiheit von Gebet, Nachsinnen und Ausharren unter dem Zweifel (oratio, meditatio, tentatio)“, auf die Luther immer wieder nachdrücklich gedrungen hat“ (29).

Wer einen Traktat lesen will, wähle sich ein anderes Buch; wer bereit ist, sein eigenes Denken dem Vorzeichen des Kreuzes auszusetzen und es so korrigieren zu lassen, der findet hier einen anregenden Impuls. *Eva-Maria Faber*

Hans Gerhard Behringer: Die Heilkraft der Feste. Der Jahreskreis als Lebenshilfe. Kösel/Claudius Verlag. München 1997, 2. Aufl. 1998. 365 S.; 39,80 DM.

Es ist heutzutage eher ungewöhnlich, ein Buch darüber zu schreiben, welche heilende Kraft die Feste des Kirchenjahres für das Leben des Menschen von heute entwickeln können, wenn er sie mit Wachheit und innerem Engagement feiert. Der Autor bekennt, dass man in den vergangenen Jahren immer wieder den Wunsch nach einem solchen Buch an ihn herangetragen habe. Er ist Theologe und Diplom-Psychologe und arbeitet als Referent für Spiritualität, Persönlichkeitsentwicklung und -entfaltung am (Evangelischen) Diakonie-Kolleg Bayern in Nürnberg. Dass er im Bereich der Evangelischen Kirche zu Hause ist, merkt man bei der Lektüre erst sehr spät; er bemüht sich bewusst um eine ökumenische Per-

spektive. Seine vielfältigen Erfahrungen im Bereich der Erwachsenenbildung und sein ganzheitlicher Ansatz haben ein sehr einladendes und zum Nachdenken anregendes Buch entstehen lassen. Schon auf den ersten Seiten wird das lebendige Verhältnis des Autors zu Festen und Feiern deutlich, sein Bemühen, die Zeitgenossen, die weiterhin von Stress und funktionalem Denken geplagt sind, wieder in ihre eigene Tiefe zu locken. Behringer vermittelt nicht nur Informationen und religiös-theologische Deutungen, sondern streut in seiner Entdeckungsreise durch das Kirchenjahr immer wieder gezielt Impulse zu persönlichen Übungen ein: Rückbesinnung auf früher gemachte, langvergessene Erfahrungen, meditatives Sich-hineinversetzen in biblische Szenen, waches Beobachten eigener innerer Regungen – und vieles mehr, um den Leser aufzuschließen für die Botschaft und die Wirkmacht eines lebendig gefeierten Festes.

Natürlich steht dabei nicht der abstrakte theologische Inhalt im Vordergrund, sondern die „Botschaft für mich“, die es zu entdecken gilt. Es geht also um eine Mystagogie für moderne Menschen, die wieder Zugang zu ihren verborgenen inneren Kraftquellen suchen. Dabei klingen bemerkenswerterweise immer wieder auch traditionell eher katholische Themen an: Was bedeutet Fasten? Maria als „streitbare“ Kriegerin (Mariä Verkündigung); Kriterien zur Unterscheidung der Geister (Pfingsten); Danken durch Genießen (Erntedankfest); Gemeinschaft der Heiligen (Allerheiligen). Wenn sich auch aus katholischer Sicht an der inhaltlichen Ausfaltung der Feste noch das eine oder andere ergänzen ließe, entscheidend bleibt, dass dem Verfasser der Brückenschlag zwischen Festinhalt und heutiger Lebenssituation eindrucksvoll gelungen ist.

Robert Kümpel

Unter uns

Auf ein Wort

„Alles hängt an der Christusgemeinschaft wie im trinitarischen Glauben an der ‚Gottessohnschaft Christi‘. Wer sie versteht, ergreift eine eigene ‚Gotteskindschaft‘ und wird sich seiner Zukunft im Reich Gottes gewiss, die Paulus das ‚Erbrecht‘ der Kinder Gottes nennt. Die Gottessohnschaft verbindet nicht nur Christus mit Gott, sondern auch umgekehrt Gott mit dem gekreuzigten Christus. Mit ihr ist weniger eine Vergöttlichung Jesu als vielmehr eine Humanisierung Gottes gemeint. Wer die Gottessohnschaft Jesu verneint, löst diese Verbindung auf. Es bleiben dann nur übrig: der Jesus-Humanismus des 19. Jahrhunderts oder die Islamisierung des christlichen Gottes im 20. Jahrhundert. Ist Jesus nicht „Gottes Sohn“, dann hat sein Leiden und Sterben am Kreuz auch keine göttliche Bedeutung für die Erlösung der Welt und verschwindet in der endlosen Leidensgeschichte ermordeter Menschen. Hat aber ‚einer aus der Trinität gelitten‘, dann bringt dieser Heilung in die verwundete Menschheit und Hoffnung auf Leben in diese mordende und sterbende Welt.“

Jürgen Moltmann

in: „Erfahrungen theologischen Denkens – Wege und Formen christlicher Theologie“

Hohe Meinung

Salvatore, ein Kommunionkind, fragte mich, warum Priester nicht heiraten dürfen. Da ich mir aufgrund der Umstände gerade nicht die Zeit für eine angemessene Antwort nehmen konnte, vertröstete ich ihn auf „nachher“. Er jedoch fing selbst an nachzudenken und fragte schließlich triumphierend: „Weil die Frau dann glücklicher wäre als die anderen?“

Kpl. Dieter Scharf, Neuss

In göttlicher Gesellschaft

Ich bin schon früh im Unterrichtsraum, um für den Kommunionunterricht noch etwas vorzubereiten. Plötzlich steht Alexander neben mir. Ich sage zu ihm: „Hau, was bist Du schon früh da.“ Er: „Ja, ich bin gerne in göttlicher Gesellschaft.“

Msgr. Wilhelm Terboven, Düsseldorf

Shell-Jugendstudie zur Religion

Ernüchternd sind die Zahlen der neuesten Shell-Jugendstudie für die Kirchen. Befragt wurden 4.500 Jugendliche im Alter von 15 bis 24 Jahren. Davon waren 33 Prozent katholisch, 33 Prozent evangelisch, sechs Prozent gehörten zum Islam, drei Prozent einer anderen Religionsgemeinschaft an. 25 Prozent waren konfessionslos.

Die repräsentative Befragung ergab, dass nur noch 28 Prozent das persönliche Gebet pflegen, 32 Prozent an ein Weiterleben nach dem Tod glauben und 16 Prozent den Gottesdienst besuchen. Weitere Zahlen: 27 Prozent beten nach der Studie manchmal oder regelmäßig, 79 Prozent lesen nie in der Bibel, 81 Prozent greifen zu keinerlei religiöser Literatur. Auch im Blick auf die Erziehung möglicher Kinder will die Mehrzahl der Jugendlichen keine religiösen Akzente setzen. Nur 13 Prozent möchten den Nachwuchs auf jeden Fall religiös erziehen, 24 Prozent „wahrscheinlich“. In den neuen Bundesländern ist das in der Studie von 1991 bereits festgestellte niedrige Niveau einer praktizierten Religiosität weiter abgesunken. Hier gehen sieben Prozent der jungen Leute zum Gottesdienst, elf Prozent beten. Diese „Niveaushiftung nach unten“ innerhalb von wenigen Jahren wird in der Studie als „signifikant“ bezeichnet. Auch als Gesprächsgegenstand ist Religion unter Jugendlichen kaum ein Thema. Rund die Hälfte gab an, nur ungern über religiöse Dinge zu reden. Fazit: Die religiöse Grundhaltung hat bei den deutschen Jugendlichen stark an Boden verloren.

KNA